

Gespräch mit Klári Sztehlo am 12.3.92 in Budapest

Orth: ...also in welchem Jahr Sie geboren sind, und wo Sie auch aufgewachsen sind.

Sztehlo: Auch wie ich heiße?

Ich bin in Debrecen geboren, 1922. Ich war das zweite Kind. Insgesamt waren wir sieben Geschwister. 1930 zogen wir nach Budapest. In Debrecen hatten wir unter recht bürgerlichen Umständen gelebt, aber dann kam 1922 die große Wirtschaftskrise, und mein Vater wurde arbeitslos, er konnte keine Stelle finden, weil es dort sehr wenige Möglichkeiten gab. Ich absolvierte zwei Schulklassen in Debrecen und den Rest meiner Schulzeit dann in Budapest. Damals waren wir noch zu fünft, fünf Geschwister. Den Ältesten, Endre, nahmen die Eltern mit, als sie eine Wohnung suchten. Dort mußten sie für die anderen erst eine Existenzgrundlage schaffen. So daß ich bei der Tante blieb und meine jüngere Schwester bei der Großmutter. Auch die anderen beiden Geschwister, die Zwillinge, wurden bei Verwandten untergebracht: Éva und Sándor. Éva lebt noch, Sándor wurde 44 verschleppt, davon werde ich später noch erzählen. Hier in Budapest war der Anfang sehr sehr schwer für uns. Wir wohnten im XIII. Bezirk, in Angyalföld. 1933 bekam ich noch einen Bruder, und 35 dann noch einen. Das heißt, daß wir damals schon sieben Geschwister waren. Auch jetzt fand mein Vater keine Stelle. Er war eine Art Vertreter. Er verkaufte verschiedene Dinge, die man ihm abkaufte. Wenn ich mich an meine Kindheit erinnere, so waren wir sehr, sehr arm, aber wir waren eigentlich eine sehr glückliche Familie. Mein Vater war sehr darum bemüht, die Familie zusammenzuhalten und für das tägliche Brot zu sorgen. Aber ich habe zum Beispiel sehr schlechte Erinnerungen daran - das geschah vielleicht 1936, als mein Vater versuchte, sich das Leben zu nehmen, weil er einfach nicht in der Lage war, für seine Familie zu sorgen. Das ist eine schreckliche Erinnerung für mich. Aber dann verstand er, daß wir ihn brauchten, und es wurde dann leichter, als auch mein Bruder in der Lage war, zu helfen. Der ging noch zur Schule und war nebenbei als Kurier tätig. Vielleicht wissen Sie, was das ist, so ein Laufbursche, der für die Firmen die Ware an die Kunden liefert. Auch ich habe während der Schulferien ähnliche Arbeiten verrichtet. Zum Beispiel für eine Schokoladenfabrik, aber jedenfalls dort in der Gegend. Als wir dann ein bißchen größer waren - über meine Schulzeit noch soviel, daß ich immer eine sehr gute Schülerin gewesen war. Aber insgesamt absolvierte ich damals nur acht Klassen. Weil ich arbeiten gehen

mußte. 1938 - bis dahin hatten wir im XIII. Bezirk in der Röpentyü utca gewohnt, nachdem wir schon viele andere Adressen gehabt hatten, gelangten wir dorthin. Dann konnten wir unsere Miete nicht mehr bezahlen, und da bekamen wir vom Staat eine Sozialwohnung, also eine Wohnung, die speziell für Leute wie uns bereitgestellt worden war. Im IX. Bezirk, Illatos út 5, das war so eine Sozialwohnung. Auch wenn ich heute daran zurückdenke, war das eine phantastische Gegend, auch was die Zusammensetzung der Bewohnerschaft betraf. Bei den dunkelsten Vertretern des Lumpenproletariats angefangen, über Intelligenzler, die auch kinderreich und arbeitslos waren. Trotz allem gelang es uns auch dort, unsere Würde aufrechtzuerhalten. Diejenigen, die das Alter dafür erreicht hatten, die also über 14 waren, arbeiteten. Mein erster Arbeitsplatz - vielleicht lohnt es sich gar nicht, da jetzt detailliert darauf einzugehen - das war im XIII. Bezirk in einer Kartonfabrik. Und als wir dann in die Illatos út im IX. Bezirk kamen, die auch heute noch "dzsumbuj" genannt wird - das heißt, daß das eine ganz miese, gefährliche Gegend war, und das galt wirklich als pejorativ, wenn jemand im "dzsumbuj" wohnte, das galt nicht als sehr vornehm. Ich wohnte also sehr weit weg von der Gömb utca, wo ich in der Kartonfabrik arbeitete, schon rein geographisch, denn das war mehr als 10 Kilometer von meiner bisherigen Arbeitsstätte entfernt. Die Straßenbahn war so teuer, daß die Hälfte meines Einkommens dafür ausgegeben werden mußte. Und dann gelang es mir, wie, das weiß ich nicht mehr, in der "Korona"-Schokoladenfabrik in der Tüzoltó utca einen Arbeitsplatz zu finden. Dort arbeitete ich fünf Jahre lang. Und als dann der Krieg begann, da bekam die Fabrik, wie ich mich erinnere, keine Rohstoffe mehr, also zum Beispiel keine Kakaobohnen mehr und so etwas, und da mußte die Produktion eingestellt werden. Dann bekam ich eine andere Arbeit, ebenfalls dort in der Nähe, in einer Rasierklingenfabrik, in der "Feinstahlwarenfabrik", so hieß das. Dort gab es Arbeit, weil die Soldaten Rasierklingen brauchten. 15 Jahre habe ich insgesamt dort gearbeitet, denn nach der Befreiung, nach dem Krieg bin ich dorthin zurückgegangen. Über diese Zeit vielleicht noch soviel, daß dort in der Illatos utca, in dem Haus, wo wir wohnten, auch die Familie meines späteren Mannes wohnte. Ich war 18 Jahre alt und er 19. Und dort begann die erste große Liebe, für ihn und auch für mich. Wir machten Pläne, daß wir heiraten würden. Und nicht nur der Krieg verhinderte dies, sondern auch die damaligen Gesetze. 1942 war jenes Gesetz erlassen worden, daß Christen keine Personen jüdischer Abstammung heiraten dürfen. So daß wir nicht heiraten konnten. Er wurde zum Militärdienst einberufen und kam an

die Front.

O.: Haben Sie denn in Ihrer Kindheit und Jugend auch andere Einschränkungen erfahren müssen oder antisemitische Erfahrungen machen müssen?

S.: Ja. Es war sehr schwer, Jüdin zu sein. Sehr schwer. Wie gesagt hatten wir im Grunde genommen so ein proletarisches Schicksal, wir waren sehr arm, wir mußten also sehr viel arbeiten, um überhaupt etwas zu essen zu haben. Das heißt, daß wir die täglichen 100 g Schmalz und ein Kilo Brot oder was wir uns gerade leisten konnten kauften. Und trotzdem waren wir von seiten der Gesellschaft isoliert und bekamen das auch zu spüren. Wir waren nicht religiös. Was vielleicht in erster Linie daran lag, daß - noch in Debrecen, daran erinnere ich mich, daß ich in Debrecen eine jüdische Schule besuchte, dort war das selbstverständlich. Und meine Großmutter - meine Großmutter mütterlicherseits, denn die Großmutter väterlicherseits wohnte in Budapest - die war religiös. Auch heute erinnere ich mich an die jüdischen Bräuche, aber das dauerte nicht lange. Und ich war schon immer der Meinung, auch durch meinen Vater und durch meine Mutter, daß wir nichts dafür können, daß wir nicht religiös sind. Wir konnten gar nicht den jüdischen Bräuchen gemäß leben. Das wäre viel zu teuer gewesen. Man muß anderes Essen haben. Darüber setzten wir uns schon bald hinweg. Ich erinnere mich, wann die großen jüdischen Feiertage waren. Als ich schon größer war, gingen wir auch schon mal in die Synagoge, aber auch dort mußte man für seinen Platz bezahlen. So daß wir uns auch das abgewöhnten...

O.: Und zählten denn zu Ihren Freunden und Spielkameraden vor allem jüdische Kinder, oder mischte sich das auch mit den christlichen?

S.: Das war eine gemischte Gesellschaft. Daß wir uns regelrecht abgesondert hätten, so etwas hat es bei uns niemals gegeben. Die Kinder akzeptierten uns. Ich habe erwähnt, daß in der Schokoladenfabrik die Produktion eingestellt wurde und ich dann Arbeit suchte. Und ich sagte meinen Namen, Klára Neumann, und ich zeigte mein Arbeitsbuch, wo drinstand: Bekenntnis jüdisch. Und da sagte man mir, hier würden keine Juden eingestellt. Und als wir dann schon die gelben Sterne tragen mußten, daran habe ich sehr schlechte Erinnerungen, sehr schlechte Erinnerungen. Wie sich Leute in der Straßenbahn von mir wegsetzten, und... Daran erinnere ich mich wirklich nicht gern, daß ..., also diese Wunden

trage ich nicht gern mit mir herum. Das war furchtbar schwer. Wenn Sie noch Fragen dazu haben, wie es früher war, dann werde ich Ihnen davon erzählen, aber dann sagte ich Ihnen vielleicht, was am allerschrecklichsten war...

O.: Wenn Sie nicht darüber reden mögen, müssen wir auch nicht davon sprechen.

S.: Nun, es geht nicht darum, daß ich nicht mag - darüber spreche ich nicht sehr gern, weil - aber im Laufe unseres Gesprächs werden Sie vielleicht verstehen, warum mein Weg dorthin führte, wohin er führte. Aber gleichzeitig haben mein Mann und seine Familie, die haben mich aufgenommen. Damals war er noch nicht mein Mann. Und sie alle hatten mich und meine ganze Familie sehr gern. Also dort bekam ich keinen Unterschied zu spüren. Am 19. März 1944, der sich in diesen Tagen wieder jährt, als die Deutschen Ungarn besetzten, von da an wurde hier unser Leben zur Hölle. Dort, wo wir wohnten, in der Soroksári út, dort marschierten sie immer entlang. Und dort mußte man von jenem Tag an schreckliche Angst haben, weil auf der Straße die Juden zusammengesammelt wurden. Und sehr kurze Zeit danach mußten wir uns die gelben Sterne anheften. Und wir lebten in schrecklicher Angst. In der Zwischenzeit wurde mein Vater zum Arbeitsdienst einberufen. Meine letzte Erinnerung an ihn ist, wie mein Mann - damals noch mein Freund, könnte man vielleicht sagen, denn er war weder mein Verlobter, noch -, aber er gehörte zu uns. Er war gerade da - wie er und ich meinen Vater zum Bahnhof brachten, der sich von mir mit den Worten verabschiedete, es sei nicht sicher, daß wir uns wiedersehen würden. So war es dann leider auch.

Und dann mußten wir von dort wegziehen - was an sich noch nicht schlimm gewesen wäre, denn es war dort schrecklich - und wir bekamen eine Wohnung zugewiesen. Damals waren wir schon sechs, sechs Kinder, denn mein ältester Bruder war weggebracht worden, er war am Don, er war 1942 zum Arbeitsdienst einberufen worden, und wir bekamen eine Wohnung, ein Zimmer, am Jókai tér. Und die paar Kleinigkeiten, die wir dorthin mitnehmen konnten, nahmen wir mit, und dort wohnten wir also. Meine Schwester und ich wohnten nicht lange dort. Von der Rasierklingenfabrik aus wurden wir zum Arbeitsdienst einberufen, nach Csepel, in die berühmte Manfred Weiss-Fabrik, wo wir nicht so lange blieben. Das wußten wir, daß in der Provinz Juden in Ghettos gesperrt und auch verschleppt wurden; in Budapest spürten wir das noch nicht so. Und dann eines Tages, das war Anfang Juni, damals hatte auch Csepel

schon etliche Bombentreffer abbekommen, wurden wir, die wir dort Arbeitsdienst leisteten, gesammelt, wir Frauen, und wir wurden nach Budakalász in die Ziegelei gebracht. Heute wird oft gefragt, wie wir das zulassen konnten, daß man uns wie die Tiere zur Schlachtbank führt. Wir hatten ein schreckliches Erlebnis, dort bei Manfred Weiss, als wir dort gesammelt wurden. Wir wurden aufs WC geschickt. Also gingen wir aufs WC, weil wir einen langen Weg vor uns hatten, wie man uns sagte. Gendarmen sammelten uns dort. Und ich erinnere mich, daß - jedes Mal gingen sie nach uns ins WC, um nachzusehen, ob nicht jemand Geld oder sonst etwas hineingeworfen hatte. Nicht bei mir, denn ich hatte kein Geld bei mir, dort war meine Mutter mit vier Kindern, ohne Verdienst, denn sie waren noch klein. Also wir hatten nicht einen Fillér bei uns, wir waren ärmlich angezogen, obwohl wir trotzdem immer darauf achteten, meine Mutter nähte, sie nähte uns unsere Kleider, wir sahen immer hübsch aus, aber, aber... da war etwas, und da stellten uns die Gendarmen so auf und fragten, wer das Geld in das WC geworfen habe. Und sie trafen mich mit so einem Gummiknüppel - auch heute spüre ich es noch, die schlugen den Leuten mit so einem Gummiknüppel auf die Hand, und dann spürt man das den ganzen Nerv entlang - ein schreckliches Gefühl. Und meine Schwester, die neben mir stand, sagte: "Tun Sie ihr nichts, sie hatte kein Geld dabei!" Und da fragte man sie "Du willst also auch? Kannst du haben." Und auch sie bekam so einen schrecklichen Schlag auf die Hand. Und danach kann man sich vorstellen, daß wir eine fürchterliche Angst vor Schlägen hatten.

Und dann wurden wir in diese Ziegelei gebracht. Dort baten wir jemanden, den wir dort trafen, unsere Mutter am Jókai tér zu benachrichtigen. Ich hatte eine Uhr und, ich weiß nicht mehr, einen Ring, so einen Siegelring, den ich zum 18. Geburtstag bekommen hatte. Da war "Klári" eingraviert. Das war kein Wertobjekt, nur eine Erinnerung an meine Eltern. Und er hat ihn nie abgegeben. Er hat ihn meiner Mutter nicht gebracht.

O.: Wen haben Sie darum gebeten, Ihre Mutter zu benachrichtigen?

S.: Einen Mann, der dort in der Fabrik arbeitete.

O.: Also keinen Pfeilkreuzler?

S.: Nein nein nein.

O.: Der hat in der Ziegelei gearbeitet?

S.: Nein. Nein, dort bei Manfred Weiss. Ja, das war ein Arbeiter. Ich dachte, er sei uns wohlgesonnen. Warum er es nicht getan hat, vielleicht hatte er Angst? Ich weiß es nicht. Es war nicht der Wert, sondern die Geste, was für uns später so schrecklich war.

O.: Und Sie mußten dann, als Sie in Csepel waren, auch dort übernachten, also Sie sind nicht abends, hatten nicht die Möglichkeit, nach Hause zu fahren?

S.: Das ist interessant, daran erinnere ich mich nicht. Ich glaube, wir fahren nach Hause, denn sonst hätte ich gar nicht gewußt, was zu Hause mit meiner Mutter und mit den Geschwistern geschah. Nur das konnten wir ihnen nicht mitteilen, daß man uns wegbringt.

O.: Erinnern Sie sich denn noch daran, was Sie dort arbeiten mußten, in der Fabrik?

S.: Ja. Das sollte später noch einmal Bedeutung erlangen. Ich stanzt aus Eisenplatten Patronenhülsen. Ich saß also an einer Maschine und stanzt. Diese Arbeit war mir nicht ganz fremd. In der Rasierklingenfabrik hatte ich auch so ähnliche Arbeit verrichtet.

O.: Aber diese Manfred Weiss-Fabrik, das war eine Produktion für die Rüstung?

S.: Ja. Das war auch der Grund, warum wir dorthin zum Arbeitsdienst einberufen wurden.

O.: Und das waren nur Arbeiterinnen, die für den Arbeitsdienst dort arbeiten mußten, oder waren dort auch noch zivile Arbeiter beschäftigt?

S.: Nein. Das nur unter ferner liefen. Ja.

O.: Also auch zivile Arbeiterinnen gab es dort.

S.: Natürlich. Das war eine riesengroße Fabrik, dort arbeiteten mehrere zehntausend Leute. Aber die Männer, die waren zum Militär einberufen worden, und man brauchte die Arbeitskräfte. Dann erzähle ich Ihnen vielleicht davon, daß dort in der Zie-

gelei - auch das war ein schreckliches, schreckliches Erlebnis, nicht nur aus meiner Sicht und aus der von meinesgleichen - wurden auf der Straße die jungen Mütter aufgelesen, die ihre Kinder spazierenführten, die noch in den Windeln lagen, also Säuglinge, die sie auf der Straße ausgeführt hatten. Und dort waren die Leute aus Ujpest, oder die, die damals nicht zu Budapest gehörten, darunter auch alte Leute. Also das war dort schon eine sehr gemischte Gesellschaft, und die ganze Nacht und den ganzen Tag wurde geweint. Ich glaube, um die Verpflegung kümmerte sich dort die Jüdische Gemeinde, denn niemand hatte etwas zu essen dabei, denn als man dort hinkam, hatte man nicht für mehrere Tage Verpflegung mitgebracht.

O.: Und diese Ziegelei war von Pfeilkreuzlern bewacht worden?

S.: Sie wurde von Gendarmen bewacht. Die Pfeilkreuzler spielten damals noch eine eher politische Rolle. An der Deportation waren sie nicht unmittelbar beteiligt. Zumindest erinnere ich mich so. Obwohl, es kann sein, ich weiß es nicht. Daran habe ich keine konkreten Erinnerungen. Ich weiß, daß einige von dort fliehen wollten. Sicher ist es auch vielen gelungen, dort aus der Ziegelei zu fliehen. Vielleicht vor allem deshalb, weil von draußen die Familie oder - also, irgendwie war es ihnen gelungen, ihre Familien zu benachrichtigen. Meine Schwester und ich, wir hatten sehr große Angst. Wir wagten es gar nicht, uns auf so etwas einzulassen. Es war schrecklich. So eine Latrine, wo sie hingingen, nicht wahr, also, die Leute. Und das Weinen, und es war Nacht, und es regnete, und dort lagen die... Das sind so bekannte Dinge, hier will man oft nicht glauben, daß so etwas geschehen konnte, aber es ist geschehen.

O.: Erinnern Sie sich denn noch, wie viele Menschen dort untergebracht waren?

S.: Das waren mehrere zehntausend Leute. Jetzt gibt es dort keine Ziegelei mehr, aber es gab noch sehr lange eine. Denn dort führt die Straße in Richtung Dobogókő und Pomáz vorbei, und ich habe das immer gesehen. Aus Csepel wurden wir mit dem Schiff dorthin gebracht, ich erinnere mich, wir kamen nachts dort an, und vom Donauufer mußten wir zu Fuß zur Ziegelei gehen. Und ich dachte, das sei das Schrecklichste von allem, aber nicht das war das Schrecklichste. Als wir in die Waggons gesteckt wurden. Nun, ich weiß nicht, soll ich darüber sprechen? Seitdem habe ich darüber viele Bücher gelesen, Semprun beschreibt das in der

"großen Reise" - sicher kennen Sie das - und das war etwas Grauenhaftes! Ungefähr 80-100 Leute wurden in einen Waggon gestopft. Hineingestoßen. Und dort wurde auch das Brot hineingepackt, auch das stoßweise, damit unterwegs... und etwas Wasser. Und es war Mitte Juni, mitten im Hochsommer, schrecklich. Ich hatte keine Ahnung, wo man uns hinbringen würde. Auch dann noch nicht, als schon SS-Leute, Gendarmen, wahrscheinlich auch Pfeilkreuzler dort, wo der Zug angehalten wurde, immer die Türen aufmachten, und wer Wertsachen hatte, mußte sie abgeben, sonst würde er erschossen. Und die weinenden Kinder, auch heute höre ich das noch, wie sie rufen: "Wasser! Wasser!" Das war etwas Schreckliches. Es füllten sich die Eimer mit Exkrementen. Es war so warm, daß es schon keine Schande mehr war, sich auszuziehen. Männer und Frauen waren dort zusammen, so nackt wie sie waren, und konnten sich nur gegenseitig helfen. Sehr wenig Mitgefühl gab es für den anderen. Wenn der Zug ab und zu stehenblieb, und das kann man auch manchmal in diesen Filmen sehen, wie die Leute aus den Fenstern hinausschauen. Die Leute hatten Angst. Nun, ich glaube, nach acht oder zehn Tagen kamen wir dann in Auschwitz an. Meine Schwester und ich, wir kamen ins C-Lager, und das machte uns die Sache vielleicht etwas leichter, daß wir zusammen waren. Dort waren auch Bekannte von uns, auch aus der Fabrik, aus Csepel. Aber andere waren dort geblieben, oder in einen anderen Waggon gekommen, denn dort war die, deren Vater auch irgendwie dorthin gekommen war. Wir hingen so aneinander, wir jungen Mädchen, und so waren wir dort zusammen, und auch dort bei der Selektion. Wir blieben auch bei der Selektion zusammen, und zwar dorthin, also nicht in die Gaskammer - damals hatten wir noch keine Ahnung davon, daß es auch so etwas gab. Und dort, noch bevor man uns sortierte, da - nun, das ist bekannt, daß wir kahlgeschoren und unser gesamtes Körperhaar abrasiert wurde.

O.: Und das waren auch Häftlinge, die das machen mußten?

S.: Ja, ja, ja. Darauf achteten sie sehr, das spürten wir, nur die Aufseherinnen waren die, solche, ja. Obwohl noch an vielen Stellen auch die Polinnen waren, die früher dorthin gekommen waren; ich glaube, das war mit gewissen Vorteilen verbunden. Und dort bekamen wir so ein Kleidungsstück oder so etwas, ich erinnere mich, daß das sehr kratzte, denn ich hatte darunter nichts anderes an. Ich erinnere mich, wir kamen in den zehnten Block, und dort schiefen wir auf einer Pritsche mit den Faragó-Schwestern und noch anderen, die beiden kennen Sie, und deshalb

erwähne ich ihre Namen. Also, dort in Auschwitz, dazu werde ich nicht viel sagen, das ist so gut bekannt. Nicht wahr, was so schrecklich war, war, daß ... Nachts hörten wir das, wie sie die Kinder wegbrachten, und auch unter uns gab es welche, deren Kinder, deren Kinder dabei waren, und - denn in Wirklichkeit hofften alle, daß das vielleicht doch nicht wahr sei, die Gaskammer, und daß das, was dort brannte, nicht das Krematorium sei, daß es das doch nicht gab, nein. Dort auf der Pritsche sagten wir uns gegenseitig Gedichte auf, wir sangen, wir waren jung, und wir versuchten zu vergessen, so verbrachten wir die Zeit, jeden Tag verbrachten wir mehrere Stunden beim Appell. Aber darauf achteten wir sehr - denn das hatten diejenigen, die schon länger dort waren, uns gesagt, es gäbe dort so einen Arzt namens Mengele, der mit Zwillingen experimentierte und diverse, also, der hier Leute auswählte. Und meine Schwester und ich, wir sahen einander - so nackt und kahlgeschoren - sehr ähnlich. Obwohl der Altersunterschied zwischen uns vier Jahre beträgt. Aber es mag sein, daß man das damals dort nicht so sehen konnte, und - nicht daß man uns als Zwillinge wegbrachte. Auch bei anderen war das so. Und einmal kamen sie und fragten, wer bei den Vereinigten Glühlampenfabriken in Ujpest gearbeitet hatte. Weil sie wußten, daß es hier Frauen aus Ujpest gab. Und ich erinnere mich, die Zsuzsa Faragó und auch die Rózsa, die wirklich dort bei den Vereinigten Glühlampenfabriken gearbeitet hatten, sagten, wir sollten uns melden. Denn schlechter als hier konnte es uns nicht mehr gehen. Meine Schwester und ich, wir hatten Angst, denn wir hatten nicht in der Glühlampenfabrik gearbeitet. Und wenn schon, wir hatten keinerlei Papiere, und die anderen auch nicht. Wenn man uns tatsächlich zur Arbeit in eine Fabrik bringt, dann werden wir das schon können. Bloß raus aus Auschwitz. Und wir meldeten uns, und da wurden wir in einen anderen Block gebracht, ich glaube in den ersten Block, aber daran erinnere ich mich nicht mehr genau, weil dort ziemlich viele waren. Und wir warteten darauf, daß sie uns holen und uns wegbringen würden. Nach etwa einem Monat, oder vielleicht dauerte es auch noch länger, denn ich erinnere mich, es war Ende September, als wir aus Auschwitz herauskamen, oder vielleicht Oktober - also es war schon kühl, und wir hatten große Angst vor dem Winter. Und auf einmal kamen sie, um uns zu holen. Noch eine Auswahl, und wer den Ansprüchen gerecht wird, der wird weggebracht. Und das war schrecklich, als wir durch dieses Tor geführt wurden, wo geschrieben steht, daß Arbeit frei macht, nicht wahr, "Arbeit befreit". Und sie brachten uns in ein anderes Lager oder so etwas, zur ärztlichen Untersuchung. Ich hatte

schreckliche Angst, von meiner Schwester getrennt zu werden. Denn sie war damals schon so - sie war viel größer und stärker gewesen als ich, auch jetzt ist sie zehn Zentimeter größer als ich, und bei ihr war viel deutlicher zu sehen, wie abgemagert sie war, sie war nur Haut und Knochen... und dort wurde also ausgewählt, und ich hatte große Angst. Und schließlich blieb sie in der Gruppe, die reisen durfte, und ich wurde ausgemustert. Sehr wenige erschienen geeignet, und die Selektion begann von neuem. Da sahen wir schon, daß man nicht mit der anderen Seite sprechen - umso schlimmer. Sehr viele Geschwister wurden voneinander getrennt. Ich glaube, unser Glück war, daß sie diese 30 Leute wirklich nicht zusammenbekamen, die sie wegbringen wollten. Sie glaubten, ich hätte die Krätze, denn auf dem Rücken war ich voller Stiche, so roter Stiche. Ich wußte, daß ich nicht die Krätze hatte, denn damit sind auch andere Symptome verbunden, auch an der Hand, und das war es also nicht. Wir waren dort so verlaust, das war schrecklich, in diesen Kleidern, die wir da hatten, nicht wahr, die konnten wir nicht waschen, und auch in der Bettdecke. Also man konnte sich davon nicht befreien. Auch heute bin ich gegenüber Insektenstichen aller Art sehr empfindlich, und dort war ich davon übersät. Und diese Erklärung akzeptierten sie, und dort kamen wir dann unter die Dusche, und auch ich kam in die Dreißigergruppe. Aber sehr viele, sehr viele Geschwister wurden voneinander getrennt. Da waren jene Rabbinertöchter aus Nagyvárád, dann aus dem Süden - an die erinnere ich mich, für die war das schrecklich, das kann ich gut nachfühlen, denn das, das ist wirklich schrecklich, das war für sie der einzige Trost, daß sie zusammen waren.

(Cassette I/Seite 2:)

S.: ...und wir sahen, daß es Menschen gibt, die leben und arbeiten, daß es Kinder gibt, man warf uns Äpfel zu, und die aßen wir dann dort. Also das war etwas Wunderbares, daß wir von dort, daß wir von dort weggekommen waren. Und hier wurden wir von Ungarisch sprechenden SS-Soldaten begleitet. Und diese Soldaten sagten zu uns - sie waren uns nicht feindlich gesinnt. Irgendwie hatten sie doch patriotische Gefühle in sich bewahrt, wie wir in uns, zumindest was mich betraf: Ich dachte, auch sie sind Ungarn. Und die sagten zu uns: "Haben Sie aber auch ein Glück. Sie sind unmittelbar dem Krematorium entkommen. Von nun an wird es Ihnen vielleicht besser gehen. Denn Sie stehen nicht mehr an der Schwelle des Todes." Nun, das war für meine Gefährtinnen, und natürlich für auch uns - abgesehen davon, daß wir uns natürlich

freuten, daß sie das sagten - schrecklich zu wissen, daß diejenigen, die bei der Selektion auf die andere Seite gekommen waren, im Krematorium gelandet waren. Zum Beispiel Zsuzsa Faragó und ihre Schwester, die mit ihren Eltern zusammen dorthin transportiert worden waren. Und die anderen, ja, das war schrecklich, daß man sie vielleicht schon umgebracht hatte, die Eltern. Und gleichzeitig, gleichzeitig bestand so eine Hoffnung, das alles sei vielleicht gar nicht wahr. Denn solange der Mensch lebt, hofft er auch.

O.: Ich würde gerne noch ein paar Fragen zu Auschwitz stellen, wenn Ihnen das recht ist.

S.: Ja.

O.: Erinnern Sie sich denn daran, als Sie dort ankamen in Auschwitz, was in Ihnen vorgegangen ist? Denn Sie sagten ja auch, Sie wußten überhaupt nicht, was dieser Begriff "Auschwitz" oder was "Konzentrationslager" überhaupt bedeutet.

S.: Wir trafen in der Nacht dort ein. Im ersten Moment dachten wir nur: Wie gut, daß sie die Waggontür geöffnet haben, und daß wir da endlich rauskommen, aus diesem schrecklichen... Von dem Brot, was sie aufgeladen hatten, davon waren nur noch so ein paar Krümel übrig. Denn dieses, das war am schrecklichsten an dieser ganzen Deportation - also dieses - von der ganzen Deportation, diese zehntägige Reise im Zug. Wir wußten noch nichts davon. Wir dachten wirklich, wir seien zur Arbeit hergebracht worden, und sie sagten uns, wir sollten alles ablegen, unser Gepäck, unsere Kleidung, das würden wir später zurückbekommen, wir sollten gehen, zuerst einmal unter die Dusche, und dann bekommen wir etwas anderes anzuziehen. Nun, das kann man sich vorstellen, daß wir uns freuten: nach zehn Tagen, als wir bei, ich weiß nicht, bei 40, 50 oder 60 Grad Wärme dort gesessen hatten, in unseren eigenen Ausdünstungen. Sogar darüber freuten wir uns, daß wir kahlgeschoren wurden, denn auch das war schrecklich, daß... Selbst das noch, das war für uns eine Last. Und vielleicht glaubten wir, wir würden arbeiten, und die Deutschen brauchten Arbeitskräfte, und dann, dann, nun - das wußten wir noch nicht, was kommen würde. Aber jeden Tag wußten wir ein bißchen mehr. Ich erinnere mich, dort auf dem WC, dort war so ein /.../ WC. Ich bin in Auschwitz gewesen und habe mir das angeschaut, und dort saßen wir tagelang, und dort schliefen wir dann auch ein, denn im Zug, in den Waggons hatten wir nicht

schlafen können. Und dann jeden Tag - dort auf dem WC kamen, man nannte das auch WC-Nachrichten, die dort immer ankamen, so waren da diese Lager nebeneinander, das C-Lager... Wir im C-Lager, wir wurden nicht tätowiert, die anderen schon. Und dort die anderen, die auch hinausgingen, die wußten vielleicht mehr, und so ging das immer durchs Fenster oder durch den Stacheldraht. Wir standen weit voneinander entfernt, und wir glaubten das und glaubten es auch wieder nicht, das Schlechte wollten wir nicht alles glauben, das Gute, das glaubten wir. Dort wußten wir zum Beispiel, daß gegen Hitler ein Attentat verübt worden war, nun, das war interessant, daß wir das erfuhren - durch den Stacheldraht hindurch. Tagelang beobachteten wir, ob die SS-Leute so etwas trugen, denn sicher würden sie um ihn trauern, wenn er gestorben wäre, aber dazu kam es leider nicht. So erfuhren wir auch über den Krieg, wir erfuhren, daß die Amerikaner gelandet waren, irgendwie kamen die Nachrichten zu uns durch. Daß auch die Sowjets die ungarische Grenze erreicht hatten, also, es gab Nachrichten, und das erfüllte uns immer mit Hoffnung. Aber auch das war schrecklich, in der Nacht starben viele, indem sie den elektrischen Zaun berührten. Sie hielten es nicht mehr aus. Aber die Kranken wurden geschützt, und es gab auch welche, die dort ein Kind zur Welt brachten.

O.: Im Lager?

S.: Ja. Ja. Dort ist mir so etwas nicht begegnet, aber später, das ist interessant, die Lehrerin meines jüngsten Sohnes, die brachte dort ihre Tochter zur Welt. Mit ihr haben sich später auch viele Leute beschäftigt. Sie lebt nicht in Ungarn, sie lebt mit ihrem Mann in Kanada.

O.: Aber wie war das möglich, dort ein Kind zur Welt zu bringen?

S.: Nun, das ist interessant. Das war nur dadurch möglich, daß die anderen sie völlig schützten. Sie ging sogar zum Appell. Aber sicher haben Sie schon davon gehört, daß dort nicht viele, nur sehr wenige Kinder geboren wurden, aber sie brachte dort ihr Kind zur Welt. Ich weiß nicht, ich sagte schon, daß ich so eine Erfahrung unmittelbar nicht gemacht habe. Ich habe eher später davon gehört, also von jenem jungen Mädchen, nun, ich habe auch die Tochter kennengelernt, die dort geboren wurde, so steht es auch in ihren Papieren. Sie hieß Angela Polgár. Auch sie lebt jetzt nicht in Ungarn, oder vielleicht doch wieder hier, das weiß ich nicht. Dazu vielleicht nur noch, daß etwas, was uns

sehr fehlte, eine Zahnbürste war. Das war so schrecklich, das Zahnfleisch blutete, denn damals litten wir schon unter Vitaminmangel. Der machte sich schon bald bei uns bemerkbar. Und in dem anderen Lager, das sich neben dem unseren befand, da hatten wir eine Freundin, die in der Illatos út im selben Haus gewohnt hatte wie wir. Sie hatte mit uns in der Rasierklingenfabrik gearbeitet. Sie hatte eine sehr schöne Stimme, und sie konnte singen. Und deshalb bekam sie dort eine Zahnbürste. Und auch uns besorgte sie eine. Sie fragte, wie sie uns helfen könne, und wir sagten, sie solle uns eine Zahnbürste besorgen, wenn sie dazu in der Lage sei, und eines Tages warf sie uns dann eine rüber. Und gemeinsam benutzten meine Schwester und ich diese Zahnbürste.

O.: Gab es denn überhaupt eine Möglichkeit, sich zu waschen dort?

S.: Ja, es gab dort einen Waschraum.

O.: Der war in den Baracken mit untergebracht, oder war das nach einem...

S.: Nein. Das war separat. Das war eine Extra-Baracke. Ja. Wie die Latrine, so eine Art WC, und so gab es auch einen Extra-Waschraum, wo man sich waschen konnte. Ob es dort zum Beispiel Seife gab, daran erinnere ich mich nicht mehr. Ich glaube nicht. Aber waschen konnten wir uns jedenfalls.

O.: Wie ging denn dort so ein Tag vor sich?

S.: Nun, der Tag ging so vor sich, daß wir uns sehr früh morgens zum Appell aufstellen mußten. Nun, das dauerte mehrere Stunden, bis so das ganze Lager - das waren so 30 Blocks, nein, Baracken, - ich weiß nicht mehr, wie das alles genau hieß. Und als ich dann später dort war, sowohl dort als auch in Buchenwald, da habe ich das gesehen, wie das so aussah. Damit vergingen mehrere Stunden, dann kam die - dort habe ich sie gesehen, diese Aufseherin, die dort die Chefin war, diese, wie hieß sie doch gleich, von der sich im nachhinein herausstellte, daß sie Lampenschirme aus Menschenhaut machen ließ. Nun, von der haben Sie sicher schon gehört, so eine schöne große Blonde mit einem Dutt, die Peitsche in der Hand, mit Stiefeln, und die es so genoß, die Leute zu schlagen. Wir fragten uns, wie in einem Menschen so viel Bosheit sein kann, daß er einen anderen Menschen - so, so oft sagten sie "Verfluchter Jude!", "Verfluchtes Schwein!" Diese

Worte gebrauchten sie wirklich die ganze Zeit. Und dann kam der Mengele oder einer von denen, was weiß ich, einer von den Ärzten, das waren dort alles Deutsche, denn sie trugen deutsche Uniformen, und die suchten sich immer aus unserer Mitte Leute für Experimente aus, so daß dieser Appell für uns ganz schrecklich war. Die Furcht, daß - nicht nur, daß wir dort stehen mußten, sondern die Furcht davor, daß wir nun - und wir hatten vielleicht Angst, daß man uns wegbringen würde, und sie hatten schon gesagt, daß es den Leuten dort besser gehen würde, denn letztlich wußten wir ja nicht, was dort vor sich ging. Und daß sie mich nur nicht von meiner Schwester, oder andere Geschwister voneinander trennen. Kein Geschwisterpaar stellte sich nebeneinander auf. Und dann kamen wir hinein, zurück auf die Pritschen, wir unterhielten uns. Wer kann Gedichte auswendig, wer kann mehr Erinnerungen, Romane erzählen, also mit so etwas beschäftigten wir uns. Wir waren stolze Ungarinnen, das muß ich sagen. Weswegen wir bei den anderen nicht sehr beliebt waren. Vielleicht hatten diejenigen, die in den Gebieten lebten, welche nicht mehr zu Ungarn gehörten, mehr Grund dazu. Denn als Ungarinnen ging es ihnen dort sehr schlecht.

O.: Aber in dem Block oder in der Baracke, in der Sie waren, das waren vor allen Dingen Ungarinnen?

S.: Dort waren nur Ungarinnen.

O.: Im ganzen Lager?

H.: In der Baracke.

S.: Nun, das waren natürlich solche Ungarinnen, die nicht - aus Budapest waren es nur sehr wenige. Denn Budapest gab es keine konzentrierte Deportation. Nur diejenigen, die man so auf der Straße aufgelesen hatte, oder wie uns beim Arbeitsdienst. Hier gab es andere Unterscheidungskriterien. Aus Budapest hatte man leider noch einen meiner Brüder, den kleinen Sándor weggebracht, das war, wie ich bereits erwähnt habe, der Zwillingbruder meiner Schwester Éva. Er ging auf Besuch - wie wir, meine Mutter und ich, das im nachhinein rekonstruieren konnten - zu unserer alten Wohnung in die Illatos út, und dort wurden gerade die Juden zusammengetrieben, die man so auf der Straße aufgelesen hatte. Dort verriet leider jemand, daß auch er Jude sei und keinen Stern trage. Und er wurde auf einen Lastwagen verfrachtet und weggebracht. Und wir wissen das daher, daß man uns das spä-

ter erzählt hat, und jemand - er warf einen kleinen Zettel aus dem Waggon heraus, er war 15 Jahre alt, und er schrieb darauf: "Mutter, ich schreibe in einem Waggon, vielleicht wird jemand das hier finden und es dir bringen. Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden, auch Vater und die Geschwister." Ich weiß nicht, wie er das meinte. Wahrscheinlich ist er nach Auschwitz gekommen, und wie gesagt wissen wir sonst nichts über ihn. Lassen Sie uns eine kleine Pause machen.

(Pause)

O.: Ich möchte gern noch etwas fragen zu Auschwitz. Sie haben jetzt auch schon ein paarmal die SS-Aufseher angesprochen, die dort waren. Waren dort auch SS-Frauen gewesen oder gab es auch Männer oder wie war das organisiert?

S.: Es gab auch Männer. Ich weiß nicht, warum ich mich genauer an die Frauen erinnere. Natürlich gab es auch Männer. Vielleicht erinnere ich mich deswegen so sehr an die Frauen, weil nach meiner Auffassung gerade dem weiblichen Wesen jegliche Grausamkeit fernsteht. Aber dabei waren sie zu den Männern noch viel brutaler als zu den Frauen, und was wir da gesehen haben, das war schrecklich. Das war schon nicht mehr in Auschwitz, sondern dort, wo wir arbeiteten. Aber vielleicht gehen wir weiter, oder haben Sie noch Fragen zu Auschwitz?

O.: Ich würde gerne noch fragen, wie das in den einzelnen Bara

O.: Und diejenigen, die schon länger im Lager waren, waren auch die, die diese Funktionen, im Block zum Beispiel, übernommen haben, also Kapos waren?

S.: Ja. Ja. Ja. Kapos, natürlich. Das waren im allgemeinen keine Ungarinnen. Soweit ich mich erinnere. Mir ist schon recht viel entfallen, aber...

O.: Erinnern Sie sich denn noch daran, wie zum Beispiel die Kapos mit Ihnen gesprochen haben, also in welcher Sprache? Wenn das keine Ungarinnen waren?

S.: Dort wurde gedolmetscht. Nur die, jene Ausdrücke kannten wir - wir wußten, was, die SS, und diese Aufseherinnen, was sie dauernd so zu uns sagten, wie "Verfluchter Mann!, Verfluchter

Jude!, Verfluchtes Schwein!", und dieses dauernde "Los, los!", diese schrecklichen Ausdrücke, das kannten wir.

O.: Aber Sie selbst hatten in der Schule kein Deutsch gelernt?

S.: Nein. Nein. Unter uns gab es sehr viele, die Deutsch konnten. Denn einerseits, durch die Judenschule: Jüdisch oder Jiddisch, das ist sehr ähnlich, und deshalb verstanden sie es, und auch sonst war in Oberungarn und anderswo Deutsch die gemeinsame Sprache. Aber so ein bißchen verstanden auch wir.

Nun, nachdem wir aus Auschwitz herausgekommen waren: Reichenbach hieß dieses kleine Städtchen, wo wir hinkamen. Seitdem habe ich das oft auf der Landkarte gesucht, denn dort müßte man einmal hinfahren. Ich wußte, das ist in der Nähe von Breslau, oder Wroclaw, wie es dann bei den Polen hieß, vielleicht heißt es jetzt auch schon wieder Breslau. Aber dieses Reichenbach, das war... Wir kamen in der Nacht dort an, und das war wie die Pfefferkuchenhäuschen in den Märchen unserer Kindheit, diese typisch schlesische Architektur, mit Holz und Steinen, und der Mond schien, und das war wunderschön, und nur darauf schauten wir. Dabei waren wir so müde, und wir freuten uns, daß wir dort angekommen waren. Und dann die Fabrik, die Fabrik, das war eine Telefunken-Fabrik, und vom Lager war das etwa eine Stunde zu Fuß, wir kamen durch einen Wald. Wir 30 waren in einem Block untergebracht, und, am Morgen brachten sie uns - in zwei Schichten, oder es kam auch vor, daß in der Fabrik in drei Schichten gearbeitet wurde, mit Deutschen zusammen, mit zivilen Arbeitern. Die durften mit uns nicht sprechen. Dazu vielleicht noch, daß dieser Weg, dieser Weg von einer Stunde - damals kam dann der Winter, nicht wahr, wir waren im Oktober dort eingetroffen, und schon bald begann es dort zu schneien. Nun, wir waren nicht sehr warm angezogen, obwohl wir dort Kleidung bekommen hatten. Und von Juni bis September waren auch unsere Haare wieder nachgewachsen, also wir hatten wieder kurze Haare. Und, nun, das war ziemlich schrecklich, wir hatten so Holzschuhe an, Holzpantienen mit einer Holzsohle. Ich erinnere mich, einmal trat meiner Schwester - wir gingen hintereinander, und da trat ihr jemand auf den Fuß, und die Schuhsohle löste sich. Und da ging sie barfuß durch den Schnee, so, das werden wir nie vergessen. Es hat ihr keinen Schaden zugefügt. Dann wickelten wir ein paar Lappen darum, damit... Unsere Kleidung: Wir hatten irgendwelche Mäntel an, und darin liefen wir herum, die Häftlinge waren durch so ein Kreuz gekennzeichnet. Interessant war das, in der Fabrik. Ich stanzte, ich verrichtete eine ähnliche Arbeit wie hier bei

Manfred Weiss. Und meine Schwester war bei den Glühbirnen, die mußte sie beobachten. Das, was auch in den Glühlampenfabriken gemacht wird, in den Vereinigten Glühlampenfabriken. Oft waren wir nicht in derselben Schicht: Ich arbeitete in der einen Schicht, sie in der anderen. Wir halfen einander, wenn eine etwas entbehren konnte, vom Essen, dann gab sie es der anderen. Also es war gut, daß wir zusammen waren, gut für uns beide. Ich erinnere mich, auch dort gab es einen Appell, im Lager. Man sagte sogar, auch dort gäbe es ein Krematorium, wir wußten das nicht, irgendwo dort im Wald... Und auch dort gab es so eine Aufseherin, eine SS-Frau, die uns jeden Tag daran erinnerte, daß wir nur deshalb zu essen bekamen, damit wir arbeiteten. Und wenn wir nicht arbeiteten, würden wir auch nichts zu essen bekommen. Ja. Das war interessant, auch Nachrichten gelangten in die Fabrik, durch die Arbeiter. Dort gab es sehr viele solche Arbeiter, daran erinnere ich mich, und dort haben wir das auch so beobachtet: die an der Front gewesen waren, und davon auch gezeichnet waren, weil sie zum Beispiel nur ein Auge hatten, oder sonst verwundet waren. Und oft konnten wir hören, wenn sie sich so untereinander unterhielten, und wir verstanden das, wie es um die Front stand, welche Rück.... Es gab da den sogenannten plangemäßen Rückzug, davon war immer die Rede, daß die Deutschen, daß Hitler befohlen hatte, man solle einen plangemäßen Rückzug durchführen. Dann sagten sie, daß sei so, so wie in Stalingrad, das damals schon gefallen war, daß das viele Menschen das Leben kosten würde. Dort hatte ich einen schrecklichen Unfall. Auch heute ist bei mir noch die Narbe zu sehen. Mit diesem, mit diesem Stück Eisen hatte ich mich geschnitten, hier, und ich ging nicht zum Arzt. Das heißt nein, ich meldete das auch nicht einmal, und zum Arzt ging ich erst recht nicht. Da war eine holländische Vorarbeiterin, die, ich glaube, daß sie - vielleicht auch sie... Als mein Arm schon bis hier oben hin entzündet war, hatte sie Angst, wegen einer Blutvergiftung. So sah das aus, das war alles völlig vereitert, und da brachte sie mich zum medizinischen Dienst.

O.: In der Fabrik oder war das im Lager?

S.: Dort in der Fabrik gab es so einen medizinischen Dienst. In der Telefunken-Fabrik. Und daran erinnere ich mich deshalb so genau, weil diese Holländerin, das war eine sehr gute junge Frau, den Arzt bat, mir eine Spritze zu geben, bevor er die Wunde aufschneidet. Und da sagte der Arzt den üblichen Text auf, für eine verfluchte Jüdin sei das auch so gut genug. Und er

schnitt es auf. Ich spürte, daß ... Ich wußte so, was sie untereinander redeten, und ich hörte, wie die holländische Vorarbeiterin ihn noch einmal bat, weil daß sehr wehtun würde. Der Arzt sagte auch weiterhin, für so etwas gäbe es dort keine Medikamente, und er schnitt es auf, und da wurde der Vorarbeiterin schlecht, und sie fiel im wahrsten Sinne des Wortes in Ohnmacht. Dann ging ich ein paar Tage lang nicht zur Arbeit, ich durfte dort im Lager bleiben, und dann, als es mir wieder gut ging, als ich schon wieder geheilt war... Es ist so, daß man sich das selbst nicht erklären kann, damals erfuhr ich zum ersten Mal, daß man seine Schmerzen nicht zeigen darf. Das war wirklich so, ich erinnere mich so... Denn die Wahrheit ist, daß das so schrecklich war, es ist sicher, daß ich davon befreit wurde, als das so aus der Wunde hinausfloß, dieser Eiter, dieses weiße Zeug... Und dann kamen sie mit voller Kraft, man konnte hören, wie die Front sich näherte. Damals hörten wir, daß Auschwitz schon befreit worden war. Denn ich glaube, es wurde im Januar befreit. Es war schon Februar, oder so, und einmal am frühen Morgen - vielleicht Anfang Februar, wenn ich mich richtig erinnere, war das am 1. Februar, aber vielleicht irre ich mich auch. Ich habe mir das gemerkt, weil das so wunderbar war, daß wir keinen Frost mehr hatten. Am Tag davor hatte es noch gefroren, und danach hatten wir schon schönes Wetter. Und dort standen die Waggon, ich weiß nicht, ob unmittelbar im Lager, oder ob wir dort hingebracht wurden... Wir wurden auf so offene Waggon gepackt, und man brachte uns in Richtung Westen.

O.: Ich würde noch gerne etwas fragen zu Reichenbach. Als Sie dort ankamen, waren ja auch andere Frauen im Lager. Waren das denn auch Ungarinnen?

S.: Daran erinnere ich mich nicht genau. Ich glaube nicht. Ich glaube nicht. Ich weiß es nicht mehr. Wir durften dort keine Kontakte haben, nicht einmal mit den anderen Lagerinsassen. Ich erinnere mich nicht mehr, vielleicht erinnern sich die anderen Damen noch, ich weiß nicht, was haben die denn gesagt? Wie haben die sich erinnert?

O.: Die meisten sagten, daß es auch andere Frauen dort gab, auch verschiedene Nationalitäten. Aber sie sagten auch oft, daß es ganz schwierig war, überhaupt die Kraft aufzubringen, sich auch für die anderen Mithäftlinge zu interessieren und Kontakte zu ihnen zu knüpfen.

S.: Ja. Ja. Ich weiß wirklich nicht mehr. Daß nur wir, wir dreißig, untereinander Kontakt hatten. Ich erinnere mich da so an ein paar Kleinigkeiten. Aber vor allem aus der Fabrik. Ich erinnere mich an den Nikolaustag. In Holland ist das ein großer Feiertag. Seitdem kennen wir das auch so, wie sie das so nett miteinander gefeiert haben. Dann verbrachten wir dort Weihnachten. Und ich erinnere mich daran, wie auch wir versuchten, uns gegenseitig zu beschenken. Aber...

O.: Wie sah eine solche Feier aus, also was passierte da?

S.: Vor allem unterhielten wir uns. Wir unterhielten uns. Was wir zu Weihnachten zu essen pflegten. Damit konnten wir uns am besten... wir spürten den Geschmack der Speisen im Mund. Ich erinnere mich, auch dort gab es Speisen, die uns schmeckten, zum Beispiel so eine Rote-Rüben-Suppe, ein Gericht aus roten Rüben. Als wir sagten, wir würden auch später zu Hause, dann sagte - wer das hörte - "Seid ihr verrückt, über so was zu reden?". Keineswegs. Also. Aber das war sehr schön, so - wie wir so untereinander kochten. Und auch in Auschwitz hatten wir oft unsere Zeit damit verbracht, darüber zu reden, wer was kochen konnte.

O.: Das Essen gab es dann immer im Lager oder auch in der Fabrik?

S.: Natürlich im Lager. Aber ich glaube, in der Fabrik gab es auch etwas zu essen, einmal am Tag, einen Teller mit Essen und Brot, ja. Darauf wurde sehr geachtet, daß wir ein bißchen Kraft hatten, damit wir arbeiten konnten, nicht übertrieben viel, aber... Das sagte uns die Aufseherin fast jeden Tag, daß wir nur zu essen bekamen, damit wir arbeiten konnten. Das weiß ich, als wir in die Waggons gesteckt wurden, damals bekam jede von uns ein...

(Cassette II/Seite 1:)

S.: ...das übliche Schwarzbrot. Aber da wir gerade beim Brot sind, muß ich Ihnen auch noch etwas erzählen, was für mich ein großes Erlebnis war: Als wir in die Fabrik gebracht wurden, da kamen wir immer an einer Brotfabrik vorbei, und wir rochen dieses frische Brot. Und es gibt Erinnerungen, die ewig bleiben - ja, natürlich, das war sehr gut. Auch das war gut - oder auch nicht, gut oder nicht gut - aber auf jeden Fall war das für uns ein Erlebnis: voller Neid beobachteten wir, daß es Menschen gab,

die in Freiheit lebten. Morgens gehen die Leute zur Arbeit oder zur Schule, und sie starrten uns an, wie wir da so in der Gruppe gingen, mit diesem Zeichen auf dem Rücken. Und wir wußten nicht, worauf dieses Interesse beruhte, war es Haß oder Mitgefühl. Beim einen dieses, beim anderen jenes. Nein, ich glaube nicht, daß alle der Meinung gewesen sein sollen, daß man uns hassen mußte, denn schließlich taten wir niemandem etwas zuleide.

O.: War es denn in der Fabrik möglich, Kontakt zu den zivilen Arbeitern zu haben?

S.: Nun, diejenigen unter uns, die gut Deutsch sprachen, die konnten im geheimen Kontakte haben. Aber auch so drangen viele Nachrichten zu uns durch.

O.: Und kam es denn auch vor, daß jemand von den zivilen Arbeitern ein Stück Brot mitgebracht und dort versteckt hat für die Häftlinge? Oder kam das gar nicht vor?

S.: Ich glaube, so etwas gab es. Ich glaube ja. Ja. Diejenigen, die - soweit ich mich erinnere, aber vielleicht beschönige ich das, weil dort alles, was dem widersprach, was die SS-Leute machten, oder die Leute, die auf uns aufpaßten - alles, was davon abwich, und sei es auch nur eine einzige Geste, oder wenn sich jemand nicht so verhielt wie die Aufseher, dann war uns das schon sehr sympathisch. Damals hörten schon viele von uns - das verstanden wir, daß die Arbeiter darüber sprachen, daß der Krieg verloren sei. Aber dabei hatten sie große Angst, sie hatten Angst, daß es unter ihnen Denunzianten gab, und die gab es bestimmt auch. Sie hatten Angst zu reden.

O.: Waren denn eigentlich die SS-Leute auch in der Fabrik und haben aufgepaßt? Oder brachten die Sie nur dorthin?

S.: Natürlich. Ob die auf uns aufgepaßt haben? Natürlich. Natürlich. Sie gingen dort unter uns auf und ab. Nun, ich glaube, auch sie hatten dort nicht so viel Vertrauen zu den Arbeitern, daß sie es ihnen überlassen hätten - ja. Ich erinnere mich auch nicht daran, daß in jener Zeit irgend jemand geflohen wäre. Nun, und dann kamen wir von dort weg. Ich weiß nicht, soll ich noch etwas zu der Fabrik sagen - ob mir etwas einfällt, ich weiß es nicht.

O.: Ich würde noch mal gern etwas wissen: Sie sagten, Ihre

Schwester hat in der Produktion der Glühlampen gearbeitet: Hat man die Häftlinge denn unterschiedlichen Abteilungen zugeordnet, oder wie ging das vor sich?

S.: Ich glaube, das ging je nach Bedarf, denn das waren alles angelernte Arbeitsabläufe. Damit eine zwanzigjährige oder eine achtzehnjährige Frau einen Arbeitsablauf erlernte... Dort mußte sie darauf aufpassen, daß keine defekte Glühbirne das Fließband verließ. Eigentlich habe ich zum Beispiel das dort nie gesehen, was meine Schwester dort machte, denn man konnte nicht von einer Werkhalle in die andere gehen. Sie erzählte es mir nur, und später, nach dem Krieg, als wir hier so etwas sahen, da sprachen wir darüber. Und ich saß dort und stanzte aus diesen großen Blechen. Ja.

O.: Wir waren ja gerade noch einmal bei den verschiedenen Arbeiten dort in der Fabrik, und ich wollte noch fragen: Gab es denn eine Anleitungsphase, also hat Ihnen irgend jemand gezeigt, was Sie dort zu tun hatten?

S.: Ja. Ja, ich erinnere mich, daß der deutsche - es gab dort einen deutschen Vorarbeiter, einen Meister, was weiß ich - der zeigte uns, was es zu tun gab.

H.: Ein Mann?

S.: Ja, ein Mann. Ja. Eigentlich hat diese Holländerin, von der ich gesprochen habe, zwischen uns und dem Vorarbeiter vermittelt, wenn wir etwas nicht wußten. Hier brauchte man diese Arbeit, die wir dort machten.

O.: Und diese Holländerin, das war auch ein Häftling, oder war das eine Zwangsarbeiterin, die nicht im Lager untergebracht war?

S.: Nun, das weiß ich nicht, das kann ich nicht genau sagen. Ich stelle mir das eher im nachhinein so vor, daß auch aus Holland Leute weggebracht, verschleppt wurden - ich weiß zum Beispiel auch nicht, ob sie Jüdin war, und warum sie dorthin gekommen war, aber man hatte Leute verschleppt, die dann dort arbeiteten. Wie auch die Franzosen oder die Angehörigen anderer Nationalitäten, denen wir dann später begegnet sind. Ja. So wurden wir bestimmten Arbeiten zugeteilt - ich weiß es nicht. In Porta begegneten wir holländischen Häftlingen, die aus dem Konzentrationslager kamen, die also Häftlinge waren wie wir. Ja.

O.: Und Sie sagten vorhin, daß die Verpflegung sehr viel besser war in Reichenbach, also besser als in Auschwitz. Ist es denn trotzdem in dieser Zeit vorgekommen, daß Frauen gestorben sind, sei es aus Erschöpfung oder weil sie immer schwächer wurden oder aus sonst einem Grund?

S.: In Reichenbach nicht. Nein. In Porta schon. Dort sind sehr viele gestorben. Aber das war schon fast die Endstation. Wie wir alle waren sie physisch schon sehr geschwächt. Und da waren auch die letzten Reserven des Organismus aufgebraucht. Viele unter uns hatten sowohl physisch als auch geistig sehr abgebaut. Nicht alle konnten diesen physischen Belastungen standhalten, und diese Erniedrigungen, und das Leben überhaupt.

O.: Wie konnte man denn überhaupt einen Widerstand gegen diese Demütigung entwickeln, oder woher hat man so eine innere Kraft genommen?

S.: Nun, vielleicht daher, daß wir versuchten, jetzt, da wir schon Auschwitz überlebt hatten, zu überleben. Und wir hörten, daß sich der Krieg seinem Ende näherte. Damals versuchten wir schon, auf alle Fälle uns zu bemühen, zu überleben. Wer das wie machte, nun... Auch menschlich war das schrecklich, das so anzusehen. Ich für meine Person, unter uns war es vielleicht nicht so - ich mache jetzt einen kleinen Sprung, denn das geschah in Porta, daß die Leute dort in den Kartoffelschalen wühlten. Dort hörten wir, daß, wie es hieß, die Tochter einer der reichsten Familien in ganz Holland ... nun, sie versuchte, zu überleben. Ganz offensichtlich versuchten sehr viele, das Ganze zu überleben, sie wußten, daß all dies früher oder später zu Ende gehen würde. Wir aßen alles, aber auch wirklich alles, es ist unvorstellbar, was wir so alles aßen. Mohrenhirse - Hirse, das ist wie im Hirsenbesen. Ich weiß nicht, seitdem habe ich nie davon gehört, daß jemand so etwas gegessen hätte. Und vieles mehr. Nun, ist ja egal. Schließlich haben wir es ja überlebt. Diese Margarine, dieses Schwarzbrot, eigentlich, wenn davon auf einmal /.../ Gab es für einen Tag, eine Portion pro Kopf, nun, das war vielleicht zum Überleben fast schon genug, und wir tranken Wasser oder jenen schwarzen Kaffee, den wir dort bekamen. Dann war da diese "Marmelade", ja, also so etwas aßen wir. Ich weiß nicht, was ich noch dazu sagen soll. Diese einwöchige - ungefähr eine Woche reisten wir in diesem offenen Waggon. Jede Nacht blieben wir irgendwo stehen, und dann

wurden wir irgendwo einquartiert, wo schon ähnliche Häftlinge waren oder auch keine Häftlinge, ich weiß es nicht. Schließlich war das - denken Sie daran, das war schon gegen Ende Februar, und die Menschen flohen aus Osteuropa. Vielleicht flohen sie vor den Russen, vielleicht flohen sie, was weiß ich. Aber ich sehe das vor mir, ich sehe es oft vor mir, auch in Filmen und anderswo kann man das sehen, wie die Leute flohen, auf der Suche nach einem anderen - wie wir das jetzt in Kroatien sehen - Gebiet, wo man leben kann. Sie packen ihre Sachen, ein Kissen und das Bettzeug, auf einen kleinen Wagen und ziehen ihn mit der Hand. Vielleicht im "Geiger auf dem Dach", sicher kennen Sie das alles, da gibt es am Schluß so eine Szene, was wir dort durchgemacht haben, und deshalb kann man... Jetzt waren nicht nur wir auf der Flucht, nicht nur wir flohen, sondern das Volk. Und - es war schrecklich, es war sehr kalt, und damals gab es viele, viele Bombenangriffe, unterwegs, und da mußten wir aus den Waggons aussteigen, und dann wieder zurück. Viele, sehr viele - es war eine schwere Reise, und wir hatten nur eine Wolledecke. Aber wenn wir dort irgendwo Station machten, dann begegneten wir dort vielen mitfühlenden Menschen. Es kam vor, daß sie uns fragten, wie sie uns helfen könnten, und dann baten wir immer um Wasser, und sie brachten uns auch immer welches, ja. Und wo wir hinfuhren, und wie. Einige konnten auch Ungarisch, weil sie aus Ungarn flohen. Und eines Tages kamen wir dann in Porta an. Das ist eine - wir haben immer davon gesprochen, daß wir eines Tages hinfahren und uns das ansehen. Das war im Frühling. Die Sonne schien. Und auch jetzt /.../ so ein Busch, die Weidenkätzchen. Dort blühten die Weidenkätzchen.

Und dann am nächsten Tag wurden wir zur Arbeit in der Fabrik eingeteilt. In mehreren Gruppen brachten sie uns herunter. Ich erinnere mich, daß wir nicht sehr lange dort in der Fabrik gearbeitet haben, weil die amerikanischen Luftangriffe, die dort von der anderen Seite kamen, schon sehr stark waren. Porta, das ist ganz - wo denn noch, an der französischen Grenze, oder an der holländischen Grenze, in Westfalen? Und dort hörte man es schon, daß - ich glaube nicht, daß sie die Fabrik fertigstellen konnten. Ich glaube nicht, daß sie dort etwas produziert haben. Ich habe erwähnt, daß dort viele von uns starben. Ich weiß gar nicht, wie viele. Von den 30 sind kaum welche nach Hause gekommen. Vielleicht ein Drittel. Und dort war das Interessante, daß viele seelisch bereits aufgegeben hatten. Ob so oder so, es hatte für sie keinen Zweck mehr. Nicht wahr, es gibt im Leben, bei den Proben, denen man ausgesetzt ist, so ein Stadium, wenn man denkt, nein, es ist alles egal. Denn vielleicht hätten sie

sonst genug Kraft gehabt. Damals, damals hätten auch noch andere überleben können. Ich weiß, es war schrecklich, nach Hause zu kommen, und zu sagen, diese oder jene Bekannte von uns würde nicht mehr nach Hause kommen, weil sie gestorben sei. Dort, als - nun, wir mußten nochmals fliehen. Daraus ergaben sich damals noch viele Probleme, wie sich im nachhinein herausstellte, denn wir wurden in Waggons gesteckt, und ein Teil der Waggons fuhr woandershin, und so wurden Familien getrennt, also Geschwister. Wie wir unterwegs erfuhren, hatten es viele auch gut getroffen, weil sie nach Schweden gebracht wurden. Ich möchte noch sagen, daß mir oft der Gedanke gekommen ist, daß in den Waggons, gerade wenn wir in solchen offenen Waggons saßen, und Deutsche uns begleiteten, ob nun SS-Leute oder - aber es mag sein, daß es dort auch schon Soldaten waren, das weiß ich nicht genau. Nun, eigentlich waren die auch nicht viel besser dran, obwohl - Darüber haben wir schon viel diskutiert, unter uns, daß auch sie... Nun, sich das ansehen zu müssen, ich glaube nicht, daß es leicht war, das menschlich zu ertragen. Das ist etwas anderes, Soldat sein, wo es ein Feindbild gibt, aber kein normaler Mensch kann sich aus diesen achtzehn- oder zwanzigjährigen Mädchen ein Feindbild zurechtlegen. Manchmal merkten wir ihnen das auch an, aber sie konnten uns nicht helfen. Sie waren genauso Gefangene jenes Systems - nicht daß ich sie in Schutz nehmen wolle, aber /.../ sie konnten nicht /.../.

O.: Das heißt, es gab aber einige, die auch freundlicher waren?

S.: Ja, so etwas gab es. So etwas gab es, obwohl ich sagen muß, daß die in meiner Erinnerung weniger deutlich präsent sind, als jene anderen, die die Leute totschiessen oder die Leute erschossen. So etwas gibt es nicht nur in den Filmen, daß jemand nicht mehr aufstehen kann, nachdem man auf ihn geschossen hat, sondern das haben wir mit eigenen Augen gesehen, und es ist interessant, daß sie das eher mit den männlichen Häftlingen machten. Vielleicht, weil die Männer schwächer sind, das weiß ich nicht. Nun, soviel dazu.

Also unterwegs - an die einzelnen Orte erinnere ich mich nicht mehr so genau. Sie brachten uns da in Fabriken, wo wir in Arbeiterunterkünften oder in Kellern schliefen. Ich erinnere mich, daß es an einem dieser Orte - und der gehörte wahrscheinlich auch zu denen, für die Sie sich interessieren - ein Lager gab, und dort waren auch die polnischen Kapos mit uns zusammen, die die Krematorien sehr gut kannten, noch aus Auschwitz. Und sie wollten ganz einfach nicht, sie hatten dort hysterische Anfälle,

sie wollten ganz einfach nicht in den Dushraum gehen. Später erfuhren wir dann, daß sie Angst davor hatten - denn wir hatten solche Erinnerungen ja nicht - aber sie wußten, daß der Dushraum auch gleichzeitig das Krematorium bedeuten kann. Und im Grunde genommen wurden wir hier wieder damit konfrontiert, daß mit uns noch immer auch so etwas geschehen konnte. Die Deutschen, soweit ich mich erinnere, die dort arbeiteten, oder die uns dort antrieben, die standen ganz verblüfft dort und verstanden nicht, wovor wir so große Angst hatten. Ja.

Und dann kamen wir auch von dort weg, und man brachte uns nach Salzwedel. Nun, der Waggon traf also dort ein, und dort war ein großes, großes Lager, und dort wurden wir untergebracht, wo wir dann schließlich auch befreit wurden. Dort waren wir vielleicht - am 14. April wurden wir befreit, und ich glaube, Anfang April oder Ende März waren wir dort angekommen. Ich weiß es nicht genau, aber ich habe es mir irgendwo aufgeschrieben. Das ist so, wenn wir uns treffen, meine Freundinnen und ich, dann tauschen wir Erinnerungen aus, und so können wir das besser rekonstruieren, was damals war. Aber ist ja egal. Aber daß weiß ich, daß wir am 14. April befreit wurden. Die Umstände unserer Befreiung, oder die dortige - dort arbeiteten wir schon nicht mehr, dort warteten wir nur noch das Ende ab. Auch dort bekamen wir die Nachrichten von den französischen Häftlingen. Dort in den letzten Tagen, da flohen die Deutschen schon, also unsere Bewacher. Nun, und die Franzosen, die sagten, es sei schon vorgekommen, und auch wir hatten sehr große Angst, daß sie sich im letzten Augenblick noch an uns rächen werden. Und wir hatten auch große Angst, daß die Erde - daß sie uns die Baracken über den Köpfen anzünden würden oder... Das war schon ein wunderbares Gefühl, als die Tore sich öffneten, und als dort die Amerikaner erschienen. Und danach, was danach geschah, das ist noch so eine Geschichte für sich, denn es gab da - denn die Menschen sind nicht alle gleich. Zunächst einmal wollten alle sich satt essen. Nun, das ist ganz natürlich, und wir waren wirklich organisch schon so sehr heruntergekommen. Sie hatten schon nichts mehr gehabt, was wir hätten essen können; und dann wurden die Tore geöffnet, und alle - obwohl wir sehr gewarnt worden waren, auch von Ärzten, daran erinnere ich mich, daß wir sehr aufpassen sollten. Damit uns nicht noch etwas passierte. Ich erinnere mich - vielleicht erinnern sich auch die anderen daran, das pflegte ich manchmal zu erzählen, wenn mir das in irgendeinem Zusammenhang gerade einfällt -, daß wir dort in eine Molkerei hineingingen, wo in so einem großen Gefäß saure oder süße Sahne geschleudert wurde, und wir hatten alle so ein Gefäß dabei, so eine Art Feld-

geschirr, und damit schöpften wir aus diesem großen Gefäß. So ein Gefäß aus Aluminium, nach oben hin nicht verengt, sondern breiter; so daß wir damit daraus schöpfen konnten - und das tranken wir also. Nun, und am nächsten Tag - und das war viel, da war ziemlich viel drin gewesen - bekamen wir alle Durchfall, und es blieb nicht einmal genug Zeit, um bis zum WC zu gelangen. Ja, so war das also. Aber wir kurierten es aus, denn nachdem wir uns so zum ersten Mal satt gegessen hatten, nicht wahr, da sagten wir, daß wir jetzt, nachdem wir befreit worden waren, ja nun nicht sterben wollten. Und von da an paßten wir besser auf uns auf. Ein interessantes Erlebnis für mich waren auch dort, nicht wahr, die Leute, die Einwohner, die dort in Salzwedel wohnten. Die hatten solche Angst vor uns. Vielerorts hatten sie eine weiße Fahne herausgehängt, daß sie sich ergeben. Vielleicht fürchteten sie sich nicht ohne Grund, denn in den Menschen kam so viel Wut und Haß an die Oberfläche. Aber, zumindest was uns betraf, so lag uns das fern, uns an denen zu rächen, die nichts dafür konnten, oder die nichts beigetragen hatten zu dem, was mit uns geschehen war. Dort fingen wir an, uns Kleider zu nähen. Wir waren sehr geschickt. Später, in solchen Wohnungen - oder wo wir dann hinkamen, wo die Amerikaner uns ermöglichten zu bleiben - wir sollten also etwas Ordentliches zum Anziehen haben und nicht in dieser Häftlingskleidung herumlaufen. Und wir fingen an, uns auf die Heimreise vorzubereiten. Aber wenn man bedenkt, daß das am 14. April war, dauerte es ziemlich lange, bis wir nach Hause kamen.

O.: Und Sie waren dann, als Sie befreit wurden, wieder mit Ihrer Schwester in diesem Quartier, oder waren da auch noch welche von den anderen Frauen dabei?

S.: Natürlich waren dort auch andere. Nein. Dort waren nur wir Ungarinnen. Aber nur in dieser Unterkunft, ansonsten waren dort alle Nationen vertreten. Ja, natürlich. Nein, dort waren schon alle Leute miteinander vermischt. Ja.

O.: Wo haben Sie eigentlich die anderen Frauen kennengelernt? Sie erzählten ja vorhin, daß Sie Frau Faragó bereits in Auschwitz kennengelernt haben. Und die anderen Frauen, also zum Beispiel Frau Papp oder Frau Lukács?

S.: Auch sie gehörte zu diesen 30 Leuten, die - auch die Agnes Lukács. Dann waren sie in Salzwedel mit uns zusammen, zusammen wurden wir befreit, wir wohnten im selben Gebäude, und die Ag-

nes, die zeichnete dort. Sie versuchte, damit die Zeit zu verbringen, zu unterrichten - auch sonst ist sie Lehrerin. Wir versuchten, die Zeit, bis man uns nach Hause brachte, sinnvoll auszufüllen. Auf den endgültigen Heimweg, nach Budapest, machten wir uns nicht zur selben Zeit. Das wäre auch nicht gut gewesen, so viele auf einmal. Ich glaube, wir sind dann zu sechst losgezogen. Aber auch das geschah - nun, hierzu vielleicht noch soviel: dort in Salzwedel, dort spürten wir schon, daß die Truppen der Alliierten, die uns befreiten, daß die nicht so einheitlich waren, wie wir uns das vorgestellt hatten. Wir hatten geglaubt, die Alliierten, die seien zusammen. Es kam der erste Mai, den verbrachten wir dort, ich erinnere mich, daß wir das irgendwie feiern wollten, und da redeten sie uns das aus. Nun, das ist nicht so interessant, nicht wahr, später stellte sich dann heraus, warum das so war. Aber jedenfalls, nachdem wir gesehen hatten, daß es sich nicht lohnte, darauf zu warten, daß man uns nach Hause bringen würde - denn das entsprach nicht ihren Interessen, daß wir nach Hause, nach Ungarn zurückkamen. Ich weiß nicht mehr, warum, denn aus politischer Sicht war das nicht von Bedeutung. Sie warteten ab, und es gab dort bei ihnen so eine Art Agitation, daß es sich nicht lohne, nach Ungarn zurückzukehren. Und da machten einige von uns sich auf den Weg: "Wir machen uns jetzt selbständig, wir ziehen jetzt los." Mit sehr viel Gepäck, denn wir wußten nicht, ob wir unterwegs etwas bekommen würden, oder ob es uns gelingen würde, etwas zu essen aufzutreiben, so waren wir also sehr bepackt, und ich brauche das gar nicht zu sagen, daß wir das dann sehr bald zurückließen, unsere Lasten, also Lebensmittel, Brot und so etwas. Und dann hielten wir einen amerikanischen Lastwagen an, der uns mitnahm. Aber sie sagten, sie würden nur bis Magdeburg fahren. Und dort in Magdeburg setzten sie uns ab. Dort, wo sie uns absetzten, umgaben uns Menschen, die beobachteten, wer wir waren und was wir waren. Sie hörten, daß wir Ungarisch sprachen, und sie kamen auf uns zu und fragten, wohin wir wollten sowohl Männer als auch Frauen. Die waren fast alle nicht in unserem Alter, und sie sagten, hier gebe es so eine Gruppe von Leuten, die auch darauf warteten, daß man sie nach Hause brachte, und auch wir sollten dort hingehen. Nun, wir freuten uns darüber, denn das war für uns ein Anhaltspunkt, und so würden wir dann wohl nach Hause kommen. Das war schon irgendwann gegen Ende Mai. Sie brachten uns in jenes Lager, das eigentlich aus Wohnhäusern für Offiziere bestand, früher hatten dort Offiziere der Wehrmacht gewohnt. Das waren so hohe Häuser, und auch wir bezogen dort ein Zimmer. Und wir warteten, jeden Tag gingen wir so in die Stadt und fragten uns,

wann wir wohl nach Hause kommen würden. Dann gingen wir eines Tages, als wir schon fast einen Monat dort waren, hinaus in die Dörfer, um etwas zu tauschen, denn arbeiten konnten wir nicht, und von irgend etwas mußten wir ja schließlich leben, und von den paar Kleinigkeiten, die wir hatten, tauschten wir dort etwas ein. Jetzt weiß ich nicht mehr, ob dort - nicht wahr, wir waren von Amerikanern befreit worden, und damals gab es schon diese Übereinkunft, daß sie diesen Teil den Sowjets übergeben würden. Denn ich glaube, auch Salzwedel ist dann sowjetisches DDR-Gebiet geworden. Magdeburg auf jeden Fall. So daß die Leute schreckliche Angst hatten, denn sie wußten das schon. Die Einwohner. Die Stimmung war ziemlich schlecht, und wir freuten uns, daß sie eines Tages verkündeten, wir würden jetzt in Waggons gesteckt und könnten nach Hause. Wir nahmen unsere Sachen und freuten uns, daß es in Richtung Heimat ging. Damals schrieben wir schon einen Brief nach Hause. Nicht wahr, wir wußten nicht, was dort war, wie es zu Hause aussah, aber im nachhinein stellte sich heraus, daß meine Mutter den Brief bekommen hatte, und daß sie warteten, wann wir denn nun kommen würden. Und der Waggon, der Zug - es stellte sich heraus, daß er nicht in Richtung Ungarn, nicht nach Osten, sondern nach Westen fuhr. Und eines Tages fanden wir uns dann in Minden wieder, wo das ganze Dorf geräumt worden war. Aber vielleicht erinnere ich mich auch nicht richtig an diesen Namen. Ich weiß, daß dort Amerikaner waren, und im Dorf wurden fast alle Häuser mit uns belegt. Wir Ungarn bekamen ein Haus für uns. Ich glaube, wir nannten es auch Budapest-Haus. Also diejenigen, die dort in dem Haus waren - nur wir wußten, daß wir Häftlinge waren. Die anderen wußten es nicht, und wir gaben uns auch nicht zu erkennen, denn wir hatten Angst. Denn auch die Pfeilkreuzler waren auf der Flucht, und wir hatten Angst vor neuen Repressalien. Sie waren auf der Flucht vor den Sowjets.

Dort wurden wir mit Lebensmitteln versorgt. Wir kochten selbst für uns. Auch dort kümmerten sich die Amerikaner darum: diejenigen, von denen herauskam, diese - die letztlich auch selbst nicht zugaben, daß sie Pfeilkreuzler waren. Jeder hatte etwas zu verbergen. Auch sie sagten alle, es lohne sich nicht, nach Ungarn zurückzukehren. Hier gäbe es gar keine Juden mehr, wer in Budapest geblieben sei, sei in die Donau hineingeschossen oder verschleppt worden, es lohne sich nicht, und wir sollten nicht nach Hause zurückkehren. Nun, wir wollten aber nach Hause, denn wir hofften, nicht nur, weil wir wußten, wir hofften, daß von unserer Familie doch noch jemand übrig sei. Und wie schlecht sich dieses Land auch uns gegenüber verhalten hatte, so hatten

wir doch Heimweh, und wir wollten zurück nach Ungarn. Und eines Tages, ich glaube, das war so Ende September, da hielten wir es nicht mehr länger aus: Jetzt sollten wir noch einen Winter hier verbringen, in dieser Ungewißheit. Man bot uns an, nach Israel oder nach Schweden zu gehen, aber eines Tages - Wir sagten es niemandem dort im Haus. Wir hatten uns vorher erkundigt, wann die Züge fahren. Wir gingen in die... Eines Morgens, ganz früh, als alle noch schliefen, wir verabschiedeten uns von niemandem, da machten wir uns auf den Heimweg. Wir stiegen in jenen Zug und fuhren in Richtung Heimat. Auch diese Reise dauerte ziemlich lange. Unterwegs gab es überall Rote-Kreuz-Stationen, wo man uns half, und nachdem wir ziemlich viel durchgemacht hatten, kamen wir dann nach Hause. Wir wußten nicht, was zu Hause auf uns wartete. Nun, vielleicht kann man sagen, daß es am schrecklichsten für die Faragós war, deren Eltern... verbrannt wurden. Was unseren engeren Freundeskreis betrifft. Wir fanden noch unsere Mutter vor, den Vater dagegen nicht, er - die letzte Nachricht war, daß er in Buch- nein. Er wurde zum Arbeitsdienst einberufen, obwohl er einen schwedischen Freibrief hatte, brachten...

(Cassette II/Seite 2:)

S.: ... so ein Lager, wo dann nach der Befreiung die Leute an Typhus starben. Buchen-, habe ich vorhin Buchenwald gesagt? Bergen-Belsen, in Bergen-Belsen. Ja. Von dort erreichte uns die Nachricht über ihn, daß, ja. Aber trotzdem warteten wir noch lange darauf, daß er nach Hause kommen würde, denn wir wußten nicht mit Sicherheit, ob das wahr sei. Auch auf meinen Bruder warteten wir, aber er kam nicht. Meine Mutter, die war in einem Haus gewesen, welches unter schwedischem Schutz stand. Und dort war sie mit ihrem jüngsten Kind bis zur Befreiung geblieben - und meine anderen beiden Geschwister, die waren im Ghetto gewesen. Wir kamen also nach Hause, und sie waren nicht da, das war schrecklich!

...Ilona, Ila, das ist meine Schwester. Und dann, eine Woche später, gingen wir zur Arbeit, zurück an unseren alten Arbeitsplatz, in jene Rasierklingenfabrik. Mein Mann - der damals noch nicht mein Mann war, wir heirateten im November - hatte die Armee verlassen, er war in sowjetischer Gefangenschaft gewesen, in Székesfehérvár, aber sie hatten ihn nicht mitgenommen, er hatte Glück gehabt. Er war ein paar Monate früher, im August, nach Hause gekommen, und er verkehrte auch bei meiner Mutter, man erwartete uns zurück, denn wir hatten ja diesen Brief ge-

schrieben. Und die Zsuzsa Polgár war schon früher nach Hause gekommen, und auch Agi, und auch sie brachten Nachrichten mit. Nicht wahr, damals lebte auch Erzsi noch, die Erzsi Polgár. Das war unser Holocaust. Wir waren jung, und wir überlebten. Wir bemühten uns, in diesem neuen Leben unseren Platz zu finden. Sehr lange warteten wir darauf, daß auch die anderen Mitglieder unserer Familie nach Hause kommen würden. Nun, so war das, und wir wissen, daß es andere Familien gab, die viel größere Verluste erlitten hatten als wir, Familien, die aus der Provinz abtransportiert worden waren, wo alle 20-30 Mitglieder einer Familie ums Leben kamen. Man braucht nur auf den Friedhof hinauszugehen und sich die verschiedenen Gedenksteine anzusehen, dort stehen auch die Namen meines Vaters und meiner beiden Geschwister, auf diesem Denkmal für die Märtyrer, was dann zu ihrer Erinnerung errichtet wurde. Darauf steht geschrieben: "Der Haß hat sie getötet, die Liebe möge ihre Erinnerung bewahren." Nun, das wäre schön, wenn das wirklich so wäre, wenn wirklich die Liebe ihre Erinnerung bewahren würde. Leider müssen wir auch das Gegenteil erleben. Hoffen wir, daß wir diesen Zustand erreichen, und vielleicht trägt auch Ihre Arbeit dazu bei. Soll ich noch etwas erzählen? Interessiert Sie etwas aus dem Leben danach, aus unserem Leben nach der Befreiung?

O.: Ja. Also ich würde zum Beispiel gerne wissen, ob Sie sich auch am Aufbau des Landes beteiligt haben, also ob Sie sich zum Beispiel auch politisch betätigt haben?

S.: Ja. Ja. Nun, das muß ich sagen, denn - und ich schäme mich deswegen auch nicht - vielleicht ergibt sich aus all dem, was ich Ihnen erzählt habe, daß es für mich, und auch für meine Familie, ganz selbstverständlich war, daß es galt, eine Welt zu schaffen, wo nicht der Haß... Es war schrecklich gewesen, so zu leben und immer Angst zu haben. So wollte ich mich daran auch beteiligen. So trat ich in die Kommunistische Partei ein, meine Mutter war auch in der Partei, schon früher, schon vor dem Krieg waren sie Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei gewesen. Und dann nahmen wir am Wiederaufbau teil, denn Budapest und das ganze Land waren in Ruinen, und wir taten es voller Begeisterung und von ganzem Herzen. Daß die Dinge sich dann so entwickelt haben, wie sie sich entwickelt haben - ich finde, das ist etwas anderes, da können wir nichts dafür. Und ich möchte mich in vollem Maße von dem distanzieren, was übertrieben war, und was wiederum nicht Versöhnung schuf, sondern wiederum so eine Welt, wie wir sie dann später hatten. Damals war mir das noch nicht

bewußt, daß wiederum einige Leute der Meinung waren, daß man so nicht leben könne, wie sie lebten. Wieder gab es Unterscheidungen, die Leute wurden um ihre Rechte gebracht, um ihr Eigentum, so wie vorher auch wir. So daß wir, meine Familie, daran beteiligt waren. Aber ich kann sagen, daß wir nie irgend etwas getan haben, womit wir irgend jemandem geschadet hätten. Meine Handlungen, und ich glaube, auch die vieler anderer Menschen in ähnlichen Situationen, wurden von dem Gefühl bestimmt, daß es nicht genug ist, wenn etwas für mich gut ist, sondern es muß auch für die anderen gut sein. Denn das kann mich nicht glücklich machen, wenn etwas nur für mich gut ist. Also der Egoismus - nein, also das war uns irgendwie dermaßen fremd. Und auch politisch war ich tolerant, und nicht nur ich, sondern auch meine Umgebung. Sehr gute Freunde von mir hatten nicht die gleiche Weltanschauung, der eine war Atheist, wie auch ich, der andere war religiös, und doch achteten und schätzten wir einander, und das tun wir auch heute noch. Und überhaupt, die Gedanken des anderen, die muß man respektieren. Leider habe ich auch jetzt das Gefühl, daß es Leute gibt, die das anders sehen, und ich habe Angst.

O.: Ging denn Ihr Engagement in der Kommunistischen Partei über die Mitgliedschaft hinaus, also haben Sie aktiv irgendwo mitgearbeitet?

S.: Ich habe aktiv an der Parteiarbeit teilgenommen, ja, ja, ja, und zwar ziemlich lange. Ich gehöre zu den Leuten, die - also ich ertrage das nicht, wenn man nur.. Es gibt so eine ungarische Redensart: "Packen wir's an und machen es." Ich weiß nicht, ob Sie das verstanden haben. Packen wir's an und machen wir es. Und da habe ich ziemlich /.../. Ich übernahm auch den schwersten Teil der Arbeit.

O.: Welche Aufgaben waren das?

S.: Nun, ich habe sehr lange in jener Rasierklingenfabrik gearbeitet, von der ich gesprochen habe. Auch nach der Verstaatlichung. Auch dort war ich als Parteiaktivistin tätig. Ich habe bei der Frauenbewegung gearbeitet. Es gab so einen "Demokratischen Bund Ungarischer Frauen". Dort war ich als unabhängige Mitarbeiterin tätig, also dafür wurde ich bezahlt. Und auch im Parteiapparat habe ich gearbeitet. Ja.

O.: In der Verwaltung, oder was haben Sie da genau gemacht?

S.: Nein. Ich war dort eine, also keine Verwalterin, sondern eine Mitarbeiterin, ich beschäftigte mich mit Fragen der Kultur. Mit Organisationen, nun, bei uns in Ungarn gab es recht große und sehr viele Parteiorganisationen, es gab sehr viele Parteimitglieder, nicht wahr, das mußte koordiniert werden. Nun, solche Organisationsfragen. Ja, ja. Ich habe nichts getan, wofür man mich zur Verantwortung ziehen könnte. Ich weiß nicht, es mag sein, daß das jetzt schon viele so beurteilen, obwohl darüber nie eine gegenteilige Meinung zum Ausdruck gebracht worden ist. Das ist die Wahrheit: Ich habe den Menschen geholfen, wo ich nur konnte. Und das völlig unabhängig davon, ob die Betreffenden Parteimitglieder waren oder nicht. Ich habe eher denjenigen geholfen, bei denen ich das Gefühl hatte, es falle ihnen schwerer als anderen, zu leben und glücklich zu sein, oder die in gewisser Hinsicht benachteiligt zu sein schienen. Noch im Frauenrat habe ich solche Arbeit gemacht. Und auch dort in der Partei habe ich den Armen - oder um das zu konkretisieren, es gab die Möglichkeit, dafür zu sorgen, daß die Hilfe bei den Leuten, die unter schlechten Bedingungen lebten, auch ankam. Und ich habe dafür die richtige Methode gefunden, wie das zu machen war. Jetzt bin ich schon seit langer Zeit Rentnerin, seit meinem 55. Lebensjahr. /.../ in Rente, ich arbeitete in einer Genossenschaft, wo ich die Aufgabe hatte - bei uns, das gehört so ein bißchen dazu, bei uns machen viele Leute Heimarbeit. Zu Hause erledigen sie ihre Arbeit, weil ihr Familienleben so ist, daß sie nicht weggehen können, aber arbeiten müssen sie ja: wenn zum Beispiel das Kind oder der Mann krank ist. Diese Leute habe ich besucht, und außerdem konnten sie ja nicht weggehen, und so sorgte ich für die Verbindung zwischen diesen Leuten und ihrem Arbeitgeber, und was sie brauchten, dafür sorgte ich.

O.: Aber das war für Sie selbst ja bestimmt auch schwierig, Familienleben und Berufsleben zu vereinbaren?

S.: Das war schwierig und auch wieder nicht. Jetzt erinnere ich mich nur noch an die schönen Dinge. Solange meine Mutter noch lebte - sie starb 1975, wir wohnten nicht zusammen, aber sie kam jeden Tag zu uns. Da waren die drei Kinder - unter uns Geschwistern hatte ich die meisten Kinder - und sie half, sie großzuziehen. Und auch mein Mann hat mir immer geholfen, wir haben die Arbeit gemeinsam erledigt. Ich kann sagen, daß wir ein ausgeglichenes, glückliches Leben geführt haben, und wir glaubten, daß wir das alles in der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft tun

würden, denn materiell ging es uns sehr schlecht. Und doch waren wir so voller Glauben - abgesehen davon, daß es sehr viele Dinge gab, von denen wir wußten, daß das so nicht gut war. Aber ich muß sagen, genauso wie die meisten Deutschen nicht wußten, was da hinter den Kulissen geschah - denn das glaube ich, daß die meisten es nicht wußten -, so wußten auch wir nicht, was da hinter den Kulissen geschah. Also so ein Stalinismus, mit Gefängnissen und GULAG, nein. Das kommt erst jetzt heraus. Aber ich muß sagen, daß es zu dieser Systemveränderung kommen konnte, dafür haben wir, Leute wie ich, sehr viele Leute, sehr viel getan, damit die Situation sich veränderte. Als uns einmal die Augen geöffnet waren und wir sahen, daß das so nicht weitergehen konnte. Und als dann die Ungarische Sozialistische Partei gegründet wurde, da bin auch ich ihr beigetreten, aber jetzt tue ich schon gar nichts mehr - abgesehen davon, daß ich zur Linken gehöre. Man braucht eine Linke, davon bin ich überzeugt. Was mich persönlich betrifft, so kann ich sagen, daß ich jetzt schon sehr darauf hoffe, daß es in der Welt besser werden wird. Aber gleichzeitig freue ich mich auch, daß ich jetzt schon auf dem Weg ins Jenseits bin. Denn ich fürchte, bevor es besser wird, müssen Leute wie ich, oder auch andere, noch sehr viel in Angst durchleben. Und das möchte ich nicht. Ich hoffe, daß meine Kinder es besser haben werden. Das heißt, meine Enkel, und da denke ich nicht nur an meine eigene Familie, sondern an die ungarische Jugend. Es ist schwierig, diese 40 Jahre aufzuarbeiten, vor allem, wenn man andauernd daran erinnert wird. Und ich muß sagen, daß auch das mich sehr unangenehm berührt. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich sehe das Tag für Tag im Fernsehen, daß über das Ehepaar Honecker, zwei so alte Menschen, verhandelt wird, und daß da so ein Problem draus gemacht wird, ob sie nun nach Chile ausreisen dürfen oder nicht. Und ich kann das nicht verstehen, wozu das gut sein soll, und warum man unter die Vergangenheit nicht auf andere Weise einen Schlußstrich ziehen kann. Ich weiß sehr gut, was in Deutschland los war. Zwei meiner Söhne haben deutsche Frauen geheiratet. Das ist interessant. Meine Schwester Éva hat eine Tochter, die mit einem Deutschen verheiratet ist. Sie haben zwei Kinder und leben in Stuttgart, dort ist sie also verheiratet. Eine meiner Schwiegertöchter, Hannelore Bantzer, ist Zahnärztin. Jetzt lebt sie schon seit über 10 Jahren hier in Ungarn. Sie stammt aus der Nähe von Erfurt, aus Bad Frankenhausen, das ist ein berühmter Kurort, das ist unsere Familie. Also bei mir hat es so etwas nie gegeben, - daß er nun ausgerechnet eine Deutsche heiraten will, sondern er soll die Frau heiraten, die er liebt. Und mein anderer Sohn, der

Mittlere - seine Frau ist leider gestorben, und deren Tochter hat jetzt vor kurzem geheiratet. Sie ist hier gestorben, mit 38 Jahren, an Krebs. Sie lebte 10 Jahre lang hier bei uns und fühlte sich hier sehr wohl, und wir hatten sie sehr gern. Sie stammte aus Dresden. Mein Mann und ich waren viel in Deutschland. Bei uns traf sich die Familie. Und zum Beispiel, um etwas Gutes zu erzählen: Als wir zum ersten Mal in Bad Frankenhausen waren, da wußten die Eltern meiner Schwiegertochter noch nicht - ihr Vater, der war so alt wie wir und dort Schuldirektor, auch er ist jetzt pensioniert - und wir gingen dort spazieren, das ist dort ein wunderschöner Ort. Er wußte nicht, daß ich Jüdin bin, und was ich alles durchgemacht habe. Und wir machten einen Spaziergang und kamen dort an einem jüdischen Friedhof vorbei, und sie fragten uns, ob wir uns den ansehen wollten. Und sie zeigten ihn uns und sagten, die Nazis hätten ihn geschändet, und als der Krieg zu Ende war, war es das erste, was die Bewohner dieser kleinen Gemeinde, dieses Kurorts machten, daß sie den Friedhof wieder in Ordnung brachten. Und das beeindruckte mich sehr, so daß ich spürte, wie ich ihnen nähergekommen war, ihre Art zu denken...

O.: Spielt es denn für Sie heute noch eine Rolle, das Judentum?

S.: Ja, das ist interessant, jetzt - nicht als Religion, und auch nicht als Minderheit oder... Ich kann das gar nicht sagen, welche Rolle es genau spielt. Ich fühle mich ihnen verbunden. Meine Mutter ist auf dem Jüdischen Friedhof begraben. Und dort ist die Gedenktafel für meinen Bruder. Und auch meine Familie besucht den Jüdischen Friedhof. In die Synagoge gehe ich nicht. Mit der jüdischen Religion kenne ich mich nicht aus. Jetzt weiß ich nicht, ob ich mich deswegen auch noch schämen sollte. Oder, nun, so ist das eben. Nein, ich weiß nicht, so ist das eben, aber in Wirklichkeit, wenn man den Juden etwas antut, wenn ich antisemitische Erfahrungen machen muß, dann ist das für mich schrecklich. Das ist interessant, denn ich dachte immer, daß - ich weiß nicht, ob ich darüber sprechen soll, wenn es Sie interessiert, dann werde ich es Ihnen sagen.

O.: Ja.

S.: Ja? Ich dachte immer - diese Vorstellung habe ich noch von meinem Vater übernommen, obwohl das ganz sicher nicht richtig ist. Heute sehe ich das so, daß ich in jenem Irrglauben gelebt habe, daß wir uns unbedingt assimilieren mußten. Damit so etwas

nicht noch einmal geschieht: der Holocaust, oder überhaupt, Antisemitismus oder Judenhaß. Und jetzt sehe ich immer deutlicher, daß das nicht möglich ist. Das ist keine Lösung. Obwohl meine Familie seit der Befreiung nicht von Antisemitismus betroffen war. Jedenfalls nicht persönlich. Mein Mann, nicht wahr, das habe ich Ihnen gesagt, daß er Christ war. Ich bin mir nicht sicher, ob die anderen Mitglieder seiner Familie, die ja auch meine Verwandten sind, nicht sagen oder gesagt haben, Klári sei sehr nett, obwohl sie Jüdin sei. Sie verstehen? Auch der Mann meiner Schwester Ila, eine Bauernfamilie, auch sie sind Christen. Alle meine Geschwister sind mit Christen verheiratet. Und die sind mit uns solidarisch. Das ist ganz natürlich, daß sie uns viel mehr beschützt haben, damit wir keinen Antisemitismus zu spüren bekamen, als ich oder wir selbst. Und jetzt muß ich doch andere Erfahrungen machen. Nicht in der Familie, sondern... Man achtet darauf, wer hier wer ist. Ich hoffe, daß das nur ein Übergangszustand ist. Ich habe es nicht geleugnet, und ich habe mich auch nicht dessen gerühmt, daß, nun, dieser Tatsache. Denn es kam vor, daß - lieber nicht, lieber leugnen, als ... Man hatte immer Angst. Das ist eine interessante Sache, ein bißchen auch deshalb, weil - lassen Sie mich ein bißchen politisieren: Es hat sich diese eigenartige Situation entwickelt - wahrscheinlich, weil Juden im vorherigen System verfolgt worden waren - daß damals, auch noch nach der Befreiung, also auch noch nach dem Krieg, die Juden in einigen Bereichen überrepräsentiert waren. Man sagt, sie seien überrepräsentiert gewesen. Und damals war es schon gut - vor allem in der ersten Garnitur - weder zum Ruhme des Judentums, noch zu dem des ungarischen Volkes. Denn da war Rákosi, dann Ernő Gerő, Révai, Mihály Farkas, also die erste Garnitur, die waren dort geboren, sie waren als Juden auf die Welt gekommen, was sie zwar leugneten, aber das ließ sich nicht so einfach leugnen. Und die haben sehr viel Schaden angerichtet. Und dann wurde behauptet, das liege daran, weil sie Juden seien. Wenn etwas schlecht ist, dann braucht man immer einen Sündenbock. Aber das war am wenigsten geeignet, denn sie paßten sehr darauf auf, daß Juden, von denen man wußte, daß es welche waren, nicht in solche Positionen kamen. Damit sie niemand beschuldigen konnte, sie würden die Juden privilegieren.

O.: Hatten Sie denn auch irgendwann in Ihrem beruflichen Werdegang Schwierigkeiten, weil Sie Jüdin waren?

S.: Nein. Das wußten die Leute gar nicht. Sztehlo. Der Name Sztehlo ist eher von so einem Mythos umgeben. Es gab da einen

evangelischen Pfarrer, der sehr viel für die Juden, die Unterdrückten und die Kinder getan hat, so daß die Leute, wenn sie den Namen Sztehlo hören - vor allem in letzter Zeit, wo das so an die Öffentlichkeit geraten ist, werde ich damit identifiziert. Und ich habe auch gar nichts dagegen, weil auch ich mich damit identifiziere. Und ich freue mich, daß es solche Menschen gibt, die - daß es in jener unmenschlichen Zeit solche Menschen gab. Das war für mich kein Problem, aber, ich sagte es schon, das liegt an meiner Familie. Aber von anderen kann ich das nicht so sagen. Ich weiß nicht, was die anderen Ihnen erzählt haben. Aber es mag sein, daß sie andere Erfahrungen gemacht haben. Aber, ich sagte es schon, mein persönliches Leben, meine persönliche Situation hat dazu geführt, daß es für mich so gekommen ist. Heute denke ich oft darüber nach, was ich hätte anders machen sollen, ich hätte engere Verbindungen zum Judentum knüpfen sollen. Aber ich, ich werde nichts mehr daran ändern, und ich will es auch jetzt gar nicht mehr. Aber wenn ich ein Buch lese oder einen Film sehe, dann stimmt mich das so sehr, sehr traurig; und dann denke ich daran, daß ich dem entkommen bin. Sehr erschüttert hat mich "Exodus", ich habe sowohl den Film gesehen als auch das Buch gelesen. Und nicht so sehr der Teil, der schon in Palästina spielt, sondern das - ich weiß nicht, ob Sie das kennen - was mit ihnen in Osteuropa geschehen ist.

O.: Haben Sie denn selbst irgendwann mal daran gedacht, nach Israel zu gehen?

S.: Nein, niemals. Niemals. Aber jetzt denke ich darüber nach, warum ich nicht daran gedacht habe. Denn dort sind große Taten verbracht worden. Und jetzt lese ich mehr und mehr, was sie dort aus dieser Wüste gemacht haben. Und vielleicht hätte auch ich dort gern mitgemacht, solange ich noch jung war. Aber gleichzeitig verurteile ich jede Art von Nationalismus, und was dort geschieht, das ist nicht - So daß ich auch deshalb nicht ... Also ich wünsche mir, daß die Menschen toleranter sein mögen. Zum Beispiel auch jetzt: da hat sich soviel Haß in den Menschen aufgestaut, und Tag für Tag wird das gesagt und suggeriert - also davor habe ich Angst. Soll ich noch etwas sagen?

O.: Ich möchte mich als erstes noch mal ganz herzlich bedanken, daß Sie bereit waren, mit uns zu sprechen.

S.: Sehr gern. Nun, wenn ich Ihnen damit helfen konnte, in dem

Sinne, in dem Sie das machen, dann würde mich das sehr freuen.

O.: Aber wir können unsere Arbeit auch nur tun durch Ihre Bereitschaft, mit uns über diese Dinge zu sprechen.

S.: Nun, sehr gern, das war für mich wirklich kein Problem, abgesehen davon, was ich Ihnen in diesem Zusammenhang gesagt habe. Aber, nun ja, soviel konnte ich Ihnen erzählen, sicher könnte man noch tagelang über verschiedene - aber ich glaube, das Wichtigste ist darin enthalten, nicht wahr?

O.: Ja. Ja. Ja. Vielleicht können wir dann auch jetzt aufhören, daß wir Sie auch nicht zu lange stören, wir sind jetzt schon so lange bei Ihnen. Deshalb noch mal ganz herzlichen Dank.

S.: Gut. Und Sie werden sich bei mir melden? Dann?

O.: Ja. Ja. Also ich fahre jetzt morgen nach Hamburg zurück und werde dann - Du am Sonntag - und ich werde dann in der nächsten Woche eine Kopie der Cassette machen und sie Ihnen hierher schicken. Das ist kein Problem, das mach ich auch sehr gern.

S.: Gut. Mein Sohn war gerade letzte Woche in Hamburg. Er war dort in geschäftlichen Angelegenheiten. Meine drei Söhne arbeiten zusammen als selbständige Unternehmer, und sie haben Geschäftsbeziehungen nach Deutschland. Sie sprechen gut Deutsch, denn, nicht wahr, meine Schwiegertochter...

O.: Ja. Wir haben noch eine Bitte. Um dieses Gespräch in unser Archiv aufnehmen zu können, brauchen wir noch eine Einverständniserklärung von Ihnen. Wir haben auch einen Text vorbereitet.

S.: Ist gut. Das werde ich natürlich unterschreiben. Da ich nichts gesagt habe, wozu ich nicht stehen würde, und da ich nichts als die Wahrheit gesagt habe. Etwas anderes könnte ich ja auch gar nicht sagen, denn wer die Wahrheit sagt, für den ist es ausgeschlossen, zu lügen und die Geschichte zu verfälschen. Der wievielte ist heute?

H.: Der 12.

S.: Und überhaupt, wie sind Sie eigentlich an unsere Namen hergekommen?  
Soll ich die alle unterschreiben?

O.: Nein nein nein.

S.: Ja, ich sehe gerade, weil...

H.: Das ist dasselbe.

S.: Ja, das sehe ich gerade.

O.: Vielen Dank.

Das war ein ganz großer Zufall gewesen. Es gibt in Hamburg einen Ungarn, der...